Verkanntes Oberschlesien

von

Ernst Laslowski



Ostdeutsche Verlagsanstalt · Breslau

Vorwort

Es sind anspruchslose Gelegenheitsarbeiten — Zeitungsaufsätze, Buchbeiträge und Rundfunkreden —, die hier noch einmal, zum Teil in veränderter Form, zusammengefaßt werden. Sie möchten Zeugnis ablegen für ein Land und für ein Volk, dessen Eigenarten schon immer wenig Verständnis fanden, und dessen tragisches Schicksal es war, einem weltgeschichtlichen Irrtum zum Opfer zu fallen. Denn nur so kann der objektive Historiker die Genfer Entscheidung bezeichnen.

Es sind sozusagen Variationen über das gleiche Thema. Daher kommt es, daß manche Gedanken und Wendungen sich wiederholen. Nur die Ausgangspunkte der zu demselben Ziel führenden Wege sind verschieden. Wir versuchen, von der Landschaft, von der Geschichte und vom Volkstum her das oberschlesische Problem zu deuten.

Sollte auf diesen Wegen mancher Leser zu einem tieferen Verstehen dieses schmerzvollen Problems geführt werden, und sollte in diesem Verstehen vielleicht sogar der zarte Herzenston der Liebe zu dem so oft verkannten Lande mitschwingen, dann wäre die Absicht des Verfassers überreich erfüllt.

Ich widme diese kleine Sammlung meinem lieben Freunde, Regierungsdirektor Dr. Reinhold Weigel, zur Erinnerung an die gemeinsame Arbeit für Oberschlesien und zum Dank für menschliche Treue.

Beuthen OS., im Frühjahr 1933.

Dr. Ernst Laslowski.



Verkanntes Land

In der 1859 erschienenen Lebensbeschreibung des Breslauer Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock wird auch der Beziehungen dieses großen Kirchenfürsten und edlen Menschen zu Oberschlesien gedacht. Diepenbrock, der Westfale, hatte das fromme oberschlesische Volk sehr lieb. Auch der Verfasser der Biographie, Diepenbrocks Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, der feinsinnige Heinrich Förster, teilte diese Liebe zum oberschlesischen Volk. Auch er, der Niederschlesier, stellte sich schützend vor das vielverkannte Land. Er sagt ganz offen: „Nicht leicht ist ein Volksstamm so sehr unterschätzt, so ungerecht verurteilt worden als dieser." Es sind freilich auch andere deutsche Stämme und Landschaften manchem Mißverständnis und lieblosem Urteil ausgesetzt. Gewöhnlich sieht ja der Fremde die Schwächen und Fehler im Volkscharakter zuerst und am schärfsten. Dazu kommt die allzumenschliche Neigung, tatsächlich vorhandene Mängel zu übersteigern und zu verallgemeinern. Und so entstehen dann jene karrikierenden Typen des arroganten Preußen, des schlampigen Österreichers, des unzuverlässigen Sachsen, des grobschlächtigen Bayern usw.

Ich wage nicht zu entscheiden, welche deutsche Volksgruppe unter solchem Mißverstehen, das sich oft von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Generation zu Generation fast unverändert forterbt, am schmerzlichsten zu leiden hat. Aber das weiß ich, daß das Schicksal der Verkennung sich nirgends so verhängnisvoll ausgewirkt hat wie in Oberschlesien. Man kann ein Land falsch beurteilen, weil man es nicht genau kennt. Man kann aber auch aus tendenziöser Absicht das Bild eines Landes oder den Charakter eines Volkes entstellen. Sprechen wir zuerst von den unbeabsichtigten Mißverständnissen über Oberschlesien. Da führen im Jahre 1630 diplomatische Geschäfte den apostolischen Protonotar Lukas Holstenius, einen geborenen Hamburger und bedeutenden Gelehrten, auf einer Reise von Rom nach Warschau durch Oberschlesien. „Nachdem ich," so schrieb Holstenius, „den oberschlesischen Boden betreten hatte, da glaubte ich mich außerhalb aller menschlichen Kultur zu befinden." Der vornehme Prälat hatte wahrscheinlich unser armes Land mit den Maßstäben hanseatischer oder römischer Kultur gemessen. Ein Jahrhundert später betritt der große Preußenkönig mit dem denkbarsten Mißtrauen

---

Rundfunkvortrag 1932.

dieses östlichste Stück seiner neuen Provinz. Feldmarschall Schwerin hatte schon Anfang März 1741 den König gewarnt: „Alles Volk zwischen Neiße und Oder ist Ew. Majestät geschworener Feind.“ Später ist der realistisch denkende König zu einem viel gerechteren Urteil über Oberschlesien gekommen. 1791 hat dann die Autorität eines Goethe das ungünstige Urteil der öffentlichen Meinung über Oberschlesien in dem bekannten Tarnowitzer Spruch bestätigt. Überhaupt fand Goethe damals unsere Heimat „negativ merkwürdig“. Als im Jahre 1815 Oberschlesien Regierungsbezirk werden sollte, da berichtete der Breslauer Regierungspräsident Graf Reichenbach an das Preußische Ministerium des Innern, daß die Abneigung der Beamten, Breslau gegen einen Ort in Oberschlesien zu vertauschen, größer sei, als er erwartet habe. „Die meisten Beamten haben nicht Gelegenheit gehabt, Oberschlesien näher kennen zu lernen, und ihre Vorstellung ist daher von diesem Lande weit ungünstiger, als sie eigentlich sein sollte.“ Auch im späteren 19. Jahrhundert ist der Ruf Oberschlesiens nicht viel besser geworden. Wie die Beamten des Breslauer Oberpräsidiums im Jahre 1815, so empfanden auch in den späteren Jahrzehnten viele Leute eine Versetzung nach Oberschlesien als Strafe oder als Verbannung. So hat z. B. der Justizkommissarius beim Königl. Oberlandesgericht Ratibor, Dr. F. Weidemann, seinem Ärger über Oberschlesien in einem 1843 erschienenen Buche Luft gemacht, das den seltsamen Titel trägt „Oberschlesische Zustände im freien Rasierspiegel gesehen“. Der oberschlesische Rekrut ist zu einer typischen Spottfigur geworden. Man empfand draußen im Reich die harte Sprache des Oberschlesiers als komisch und kulturlos. Seine scheue, ungelenke Art mißdeutete man als sklavische Unterwürfigkeit oder gar als Unaufrichtigkeit. Seine Frömmigkeit, die inbrünstige Art seines Betens und Singens erschien dem aufgeklärten Bürger bigott und rückständig. Man sprach dem oberschlesischen Menschen die feinere Bildung ab und glaubte auch kaum, daß er jemals die tatsächlichen Mängel seiner geistigen Entwicklung aus eigener Kraft würde überwinden können. Die Zeitungsnachrichten über alkoholische Exzesse und über den hohen Stand der Kriminalität in der oberschlesichen Bevölkerung taten noch das Übrige, um das Bild des oberschlesischen Menschen der Vorkriegszeit möglichst zu verdunkeln und zu verzerren.

Es ist für das Schicksal der Verkennung, unter dem Oberschlesien zu leiden hatte, sehr bezeichnend, daß bereits im 18. Jahrhundert gerecht denkende deutsche Männer gegen solche falsche oder wenigstens übertreibende Urteile auftraten. So ließ im Jahre 1791 der evangelische

Pastor Pohle in Tarnowitz eine Broschüre erscheinen „Der Oberschlesier", verteidigt gegen seine Widersacher". „Man bildete sich, so heißt es dort, den Oberschlesier so ein, wie man ihn sich wünschte, um ihn schmähen zu können." Schon vor ihm hatte ein gewisser Kaulfersch versucht, die Vorurteile über Oberschlesien auf das rechte Maß zurückzuführen. Gleichzeitig mit Pastor Pohle trat noch ein anderer Schlesier, der Breslauer Professor Schummel, und einige Jahre später der oberschlesische Pastor Richter für dieses verrufene Land ein. In der neueren Zeit ist es ein hoher preußischer Beamter, der Oppelner Regierungspräsident Holtz, der sich um eine gerechtere Beurteilung der oberschlesischen Verhältnisse bemüht hat. Freimütig spricht es dieser ausgezeichnete Kenner des Landes aus, daß „die religiöse Gesinnung, die Anspruchslosigkeit, der Fleiß, die Gutmütigkeit und nicht minder die Begabung des Oberschlesiers volle Anerkennung verdienen".

Man wird in den kritischen Urteilen über Oberschlesien nicht etwa gleich den Ausdruck bösen Willens sehen dürfen. Unserem Lande haften wirklich noch manche Spuren einer langsameren kulturellen Entwicklung an, und der Oberschlesier selbst trägt tatsächlich schwer an dem Erbe seiner Geschichte. Welche Eindrücke mußte ein Fremder haben, der in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg mit der Bahn durch Oberschlesien reiste oder sich flüchtig auf den Straßen unserer Industriedörfer und -städte umsah. Selbst ein ausgesprochener Freund unseres Landes, wie der bekannte Schriftsteller Klaußmann, bezeichnet in seinem 1911 erschienenen Buch „Oberschlesien vor 55 Jahren" als die charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche leider früher das oberschlesische Land kennzeichneten, den Schmutz und die Unordnung. Und ich muß selbst bekennen: als ich vor etwa 30 Jahren zum erstenmal Verwandte besuchte, die in einem Hüttendorf zwischen Kattowitz und Myslowitz wohnten, da machte diese trostlose Landschaft auf den aus dem waldreichen Nordoberschlesien kommenden Knaben einen so deprimierenden Eindruck, daß ich es eine lange Zeit hindurch vermied, wieder in diese Gegend zu kommen. Ich konnte es nicht begreifen, wie in diesen häßlichen, schwarzen Häusern, in diesen schmutzigen, abgebrochenen Straßen, in dem stickigen Dunst und dem Lärm des Hüttenbereiches Menschen wohnen konnten. Wie armselig kam es mir vor, wenn ich am Sonntag nachmittag die blassen Frauen und Kinder auf den dürftigen, grauen Rasenflächen zwischen Holzstößen und allerlei Gerümpel sitzen sah. Wie ausgebrannt und gespenstisch sahen die Felder aus. Ich ängstigte mich, wenn an den Lohntagen die Arbeiter aus den Destillen taumelten, gefolgt von den

weinenden Frauen und den barfüßigen, abgerissenen Kindern. Aus diesen düsteren Bildern setzte sich für mich noch viele Jahre lang der Begriff Oberschlesien zusammen. Wie mußten solche Eindrücke erst auf einen Fremden wirken, der etwa aus dem heiteren, kulturstolzen Süden oder Westen Deutschlands nach Oberschlesien kam.

Es hat uns geschmerzt, wenn wir immer wieder hörten, daß Oberschlesien ein rückständiges und unsauberes Land sei, daß seine Bewohner ungebildet, bigott und unzuverlässig seien. Aber so weh solche Urteile auch tun mögen, wir meinten nicht eigentlich sie, als wir eingangs von den verhängnisvollen Wirkungen des Schicksals der Verkennung sprachen. Denn fast all diese zumeist auf Mißverständnissen oder Unkenntnis beruhenden Urteile haben sich mit der Zeit selbst korrigiert. Besonders in den Jahren des Weltkrieges, der ja die Menschen aller deutschen Stämme durcheinander gewirbelt hat, haben viele Vorurteile über Oberschlesien einem ehrlichen Respekt Platz gemacht. Denn man hat die vielverschrienen Oberschlesier im Felde und in den Lazaretten von Mensch zu Mensch kennengelernt. Und dann hat sich auch Oberschlesien selbst seit dem Kriege erstaunlich gewandelt. Wer jetzt durch unser Land kommt, vor allem durch das Industrierevier, der wird es in manchen Beziehungen kaum mehr wiedererkennen. Trotz aller wirtschaftlichen Depressionen und politischen Katastrophen hat sich das Antlitz Oberschlesiens verjüngt und gestrafft.

Es gibt aber Auffassungen, die nicht so harmlos in ihren Ursachen sind, die vielmehr auf einer bewußten Mißdeutung des Wesens unseres oberschlesischen Volkstums beruhen. Hier handelt es sich nicht mehr um bloße Vorurteile, sondern um eine absichtliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung zur Erreichung bestimmter politischer Ziele. Es handelt sich um eine tendenziöse Umfälschung klarer Tatsachen. So deutlich muß man ein Verfahren kennzeichnen, das aus einem Lande, das seit mehr als sechs Jahrhunderten von Polen getrennt ist, ein Stück „polnischer Erde“ und aus einem Volk, das mit dem eigentlichen Polentum jahrhundertelang weder äußere noch innere Beziehungen hatte, ausgesprochene „Polen“ machen will.

Als man vor etwa 50 Jahren diese ungeheuerliche Absicht merkte, da konnte man sie fast nicht ernst nehmen. Denn es ging doch wirklich nicht an, im vollen Licht der Gegenwart die Kultur eines Landes und den Charakter seiner Bewohner in das blanke Gegenteil umzufälschen. Und doch hat die nationalpolnische Propaganda in knapp zwei Jahrzehnten dieses Meisterstück einer Massensuggestion fertiggebracht. Freilich wurde

diese Verführung eines ganzen Volkes dadurch erleichtert, daß die oberschlesischen Menschen von Natur aus arglos und vertrauensvoll sind. Ferner wußte die polnische Propaganda genau, daß der Oberschlesier die Tür seines Herzens dem weit öffnet, der an seine Glaubenstreue appelliert. Und deshalb hat man die gesamte Agitation sehr geschickt auf vorwiegend religiösen Motiven aufgebaut. Man beteuerte, es solle nur die polnische Muttersprache geschützt werden, damit das Kind die religiösen Wahrheiten richtig lernen und beim Beten vertraut mit dem Herrgott sprechen könne. Solche Argumente verstand auch der einfachste Arbeiter, die ungeschulte Bauernfrau. War Polen nicht, so redete man dem Volke ein, ein treu katholisches Land, und kamen aus Deutschland nicht die protestantischen Beamten und Direktoren? War nicht die Gottesmutter die „Königin von Polen"? Man muß selbst diese Zeitungsartikel und Reden gelesen haben, die in einer ungemein anschaulichen, an alle Gemütskräfte sich wendenden, echt volkstümlichen Sprache Tag für Tag die gleichen Argumente wiederholten, um die unerhört suggestive Gewalt dieser Propaganda auf ein argloses Volk zu begreifen. Auf ein Volk, das in seiner sozial gedrückten Lage an und für sich schon allen Einflüsterungen zugänglich war, die ihm bessere Tage unter dem polnischen Adler versprachen.

Und so gelang es tatsächlich diesem eindringlichen Werben von Mensch zu Mensch, in Tausenden die Illusion zu erwecken, die Pflege der polnischen Sprache und der nationalpolnischen Gesinnung sei religiöse Pflicht und überdies der einzige Weg, die sozialen Nöte zu überwinden. Damit war das halbe Werk schon getan. Man brauchte mit dem Ergebnis der polnischen Propagandaarbeit in Oberschlesien nur noch die öffentliche Meinung der Welt zu erfüllen. Die Stunde dazu war gekommen, als der neue polnische Staat Wirklichkeit zu werden begann. Wir wissen heut aus dem Munde eines Roman Dmowski und Ignaz Paderewski selbst, welch seltsame Methoden sie einschlagen mußten, um in Amerika und in Paris zu beweisen, daß Oberschlesien „ein unzweifelhaft polnisches Land" sei. Mit falsch ausgelegten Sprachstatistiken, mit willkürlichen Geschichtskonstruktionen und ethnographischen Kunststücken wurde das Bild Oberschlesiens so lange gepreßt und umgedeutet, bis es in den Rahmen der politischen Tendenz paßte. Das große Täuschungsmanöver, das in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den Hinterstuben der oberschlesischen Destillen und mit armseligen Zeitungsblättchen begonnen wurde, erfuhr 1919 seine Krönung in dem weltgeschichtlichen Dokument des Versailler Diktats. Der angebliche Kampf um die Seele des ober-

schlesischen Volkes und um das Gut des heiligen Glaubens enthüllte sich jetzt als die Gier nach den oberschlesischen Kohlenschätzen und Hüttenwerken.

Wenn man die innere Geschichte Oberschlesiens etwa von 1890 bis 1921 auf eine kurze und klare Formel bringen will, dann kann man nur sagen: das oberschlesische Volk ist das Opfer einer ebenso riesenhaften wie gewissenlosen Täuschung geworden. Was nutzte es, daß in letzter Stunde das irregeführte Volk diesen Betrug merkte und am Abstimmungstage sich in seiner überwiegenden Mehrheit zu Deutschland bekannte? Das Urteil der Mächtigen war längst gesprochen. Die armen Menschen mußten es bitterschwer büßen, daß sie den fremden Sendlingen Glauben geschenkt hatten.

Ist mit diesem furchtbaren Opfer wenigstens das erkauft worden, daß das Bild Oberschlesiens nun von allen Fälschungen und Verzerrungen befreit vor aller Augen steht? Hat die Welt seit dem alle täuschenden Hüllen abreißenden Tage der Genfer Entscheidung ihren katastrophalen Irrtum über Oberschlesien eingesehen? Hat man erkannt, daß mit diesem betrogenen Volke ein schlimmes Spiel getrieben worden ist?

Wie gerne würde ich auf diese Fragen mit einem frohen Ja antworten. Denn dieses Ja würde für das abgehetzte, seit Jahrzehnten nicht mehr zur Ruhe gekommene Land den Frieden bedeuten. Aber das Schicksal scheint uns Oberschlesiern nicht einmal eine Atempause zu gönnen. Schon taucht in Zeitungsartikeln und Reden, in populären Broschüren und in wissenschaftlichen Werken wieder das alte Schlagwort auf: Oberschlesien ist polnisch bis an die Oder. Wieder wird der Versuch gemacht, Wesen und Geschichte unseres Volkstums umzudeuten und zu entstellen. Wieder senkt sich über unsere Heimat der trübe Schleier der Lüge.

Besonders schmerzlich hat es uns berührt, daß eine bekannte polnische Schriftstellerin, deren Buch über die Mongolenschlacht bei Liegnitz auch vom deutschen Publikum freudig und dankbar aufgenommen wurde, ihre hohe Kunst dazu benutzt hat, die klaren Tatsachen zu verdunkeln und umzufärben. Die Dichterin mag mit den besten Absichten nach Oberschlesien gekommen sein, aber sie sah Menschen und Dinge eben mit den Augen einer begeisterten polnischen Patriotin und romantischen Künstlerin. Sie sah unser Land im verklärenden Schimmer ihrer nationalen Ideale und Wünsche. Und so mußte notwendig aus der Wahrheit Dichtung werden. Ihre Schilderungen Oberschlesiens sind nichts anderes als Träumereien an polnischen Kaminen.

Der wirkliche Kenner des Landes wird in dem Bericht der großen Dichterin mit Erstaunen lesen, daß die polnische Republik „einen magnetischen Einfluß“ auf die Oberschlesier ausübt. Er wird den Kopf schütteln wenn er weiter liest, daß unsere Reisende einen wahren „Hunger nach dem polnischen Buch“ bemerkt haben will, und wenn sie auf Grund eines kurzen Aufenthaltes in Oberschlesien „den Anflug des Deutschtums oberflächlich, künstlich und wurmstichig“ nennt. Wie solche poetische Impressionen sachlich zu werten sind, das mag man daraus schließen, daß selbst die harmlose „Krakauer Wurst“ zum Zeugnis für die polnische Gesinnung der Oberschlesier dienen muß. Wir wollen wahrhaftig nicht spotten, dazu ist der Fall viel zu traurig. Traurig auch vor allem deshalb, weil man einer sicherlich in gutem Glauben nach Oberschlesien kommenden Frau solch armselige Ammenmärchen vorgeredet hat. In ihrer nationalen Begeisterung hat sie selbst das einfältige Geschwätz geglaubt, das man ihr über den früheren Pfarrer eines oberschlesischen Dorfes erzählte, der sich auf Grund von wunderbaren Visionen zum Polentum bekehrt haben soll.

Man ist aufs bitterste enttäuscht, einen so kultivierten Geist unbewußt die Dienste eines unlauteren politischen Egoismus besorgen zu sehen. Wenn eine Künstlerin von europäischem Rang sich so leicht und so gründlich täuschen läßt, was soll man dann von subalternen Köpfen und von weniger reinen Charakteren erwarten. Soll Oberschlesien ewig unter dem harten Schicksal leiden, ein verkanntes Land zu sein? Soll es auch in der Zukunft dem Irrtum und der Lüge wehrlos preisgegeben sein?

Wir appellieren an die Wahrheitsliebe, an den Gerechtigkeitssinn und an die Ritterlichkeit der Völker — auch des polnischen Volkes.

Oberschlesische Heimat[1]

In das stille Waldtal fallen die ersten Abendschatten. Ein kühler Wind weht über die schwankenden Gräser, und lauter rauscht der Bergbach durch das feierliche Schweigen Die Tannen am Hang werden immer dunkler. Nun glitzert über den zackigen Wipfeln schon der erste Stern.

In dieser seltsam süßen und wehen Stunde zwischen Abend und Nacht denkt der Wanderer, wie Dante singt, seiner Heimat. Aus dem wüsten Lärm der politischen Kämpfe, die Oberschlesien seit Monaten durchtoben und zerwühlen, war ich in den Frieden dieser Berge entflohen. Ich wollte meine friedlos gewordene Heimat für einige Tage vergessen. Aber siehe, schon in der ersten Dämmerstunde tastet sich die Sehnsucht ihren Weg zurück. Unruhig starre ich hinaus in das Dunkel. Versunken ist Bergwald und Sternenhimmel. Aus gestaltloser Dämmerung formt sich ein Bild und steigt auf vor meinem brennenden Auge: meine arme oberschlesische Heimat.

Ich sehe wieder mein einsames Haus, das am Saume dunkler Wälder liegt. Weit dehnen sich vor meinem Fenster die Felder. Grün leuchten die Saaten, goldgelb der blühende Raps. Eine Lindenallee durchschneidet die Felder und verliert sich am Horizont, der mit scharfem, geradem Strich die Unendlichkeit der Ferne für unser Auge begrenzt. Nur ein paar Giebel des fernen Dorfes erheben sich scheu und winzig über dieser majestätischen Linie, gleichsam als duckten sie sich unter der Last des ungeheuren Himmels. Nicht oft sah ich sonst in der Fremde die Bogen der Horizonte mit so riesigem Zirkel geschlagen, den blauen Äther in so gewaltiger Majestät sich wölben, die Ebene so grenzenlos sich dehnen, als wäre sie ein erstarrtes Meer. Wenn sich in Frühlingstagen an solchem Himmel die weißen Wolken in Massen auftürmen, wenn in den Juninächten die dunkelblaue Wölbung von Millionen glitzernder Sterne übersät erscheint, dann tausche ich dich weder gegen Berge noch Meer ein, du weite oberschlesische Ebene.

In diese feierliche Symphonie aus Unendlichkeit, Ferne, Himmel, Wolken und Sternen haben Menschenhände keinen Mißton gebracht. Wir wandern unter grünenden Linden ins Dorf. Es ist eines jener ärmlichen Dominialdörfer, wie sie außerhalb des eigentlichen Industriegebietes auf der rechten Oderuferseite vorherrschen. Die Häuser sind

---

[1] Kölnische Volkszeitung 1921.

klein. Tief zieht sich das Dach über die niedrigen Fenster herab. Ein Holzzaun grenzt den engen Hof ab, kaum daß noch ein mageres Gärtlein Platz findet. Über die strohgedeckten Giebel und grünen Wipfel streckt ein altertümlicher Ziehbrunnen seine beiden Arme hoch in die Luft. Zwischen Linden und Kastanien, umgeben von verfallenen Hügeln und hölzernen Grabkreuzen, träumt das Kirchlein. Graue, verwitterte Holzwände umschließen den niedrigen Innenraum. Das mehr breite als hohe Dach ist mit Schindeln gedeckt. Eine niedrige, bedachte Galerie läuft um die Außenwände, und ein schwerfälliger, oft seltsam gestalteter hölzerner Turm hebt sich nur wenig über die breiten Kronen der Bäume. Nie fehlt vor der Kirchhofstür das hochragende Holzkreuz. Man muß an einem Maienmorgen bei der Frühmesse unter den betenden Bauern gekniet haben, wenn zum dünnen Klang der alten Orgel die Vögel draußen mitsingen und die blanke Frühsonne mit linden Händen die vermoosten Holzwände streichelt. Man muß am Allerseelentage durch die Gräberreihen schreiten, auf denen bunte Papierblumenkränze liegen und weiße Kerzen ihre spitzen Flämmchen im trägen Novemberwind leise hin- und herwiegen. Dann erst spürt man ganz die unsägliche Poesie, die um diese alten Holzkirchen webt. — Und wie fein ist das ganze Dorf in die eigen gestimmte Landschaft hineingestellt. Alles gleicht sich der beherrschenden Horizontallinie an. Keine ragenden Höhen stören. Alle Linien verlaufen in breitdimensionalen Schwingungen. Breit wird auch die Landstraße, wenn sie ins Dorf einmündet, und selbst die Bauernwagen haben eine breite, niedrige Form. Oft umfängt noch der Wald mit ausgebreiteten Armen das Dorf, oder er läßt als ferne, dunkle Saumlinie den einheitlichen Charakter des Gesamtbildes noch schärfer hervortreten.

Selbst unsere Städte — ich meine vorwiegend die stillen Kleinstädte auf der rechten Oderuferseite — fügen sich ganz in den schlichten Rahmen der oberschlesischen Landschaft ein. Freilich, wer aus dem kulturreichen Westen und Süden Deutschlands kommt, wird diese Städtchen vielleicht gedrückt und nüchtern finden. Und sie können sich in der Tat mit den von sprühendem künstlerischen und geschichtlichen Leben durchpulsten Städtchen Frankens oder des Rheinlandes nicht messen. Trotzdem gehört ihnen meine ganze Liebe.

Wie unauffällig hebt sich ihr Bild aus der Landschaft auf, wie verwachsen sie organisch mit der breiten, flachen Ebene. Durch eine dorfähnliche Vorstadt kommt der Wanderer auf den breit angelegten Ring, das Erkennungszeichen aller ostdeutschen Kolonistenstädte. In gleicher

Symmetrie führt auf der anderen Ringseite die gleiche Straße durch die entgegengesetzte Vorstadt ins Freie. Nichts Hastiges oder Auffälliges stört den feierlich stillen Rhythmus der weiten Ebene beim Durchschreiten der Straßen der kleinen Stadt. Kaum, daß uns hier und da ein Hauseingang oder Giebel im einfachen Zopfstil oder die seltsam nüchterne Backsteinkirche mit leicht barockem Helm einen Augenblick aufhält. Sonst fehlt alles Grelle und Laute im Stadtbild, das in seiner Physiognomie einem stillen, durch schweres Leid scheu und wortkarg gewordenen Menschen gleicht. Auch das innere Leben geht gewöhnlich einen leisen Gang. Selbst die Geschichte scheint an den meisten dieser oberschlesischen Kleinstädte lautlos vorbeigeschritten zu sein. Und doch liegt oft ein wundersamer Zauber über den engen Straßen. Einmal kam ich an einem Spätherbstabend durch solch ein scheues Städtchen. Es dämmerte schon, und ein leiser Regen rann. Der weite Markt war menschenleer. In der Mitte stand auf niedrigem Sockel, von zwei Linden überdacht, das buntbemalte Steinbild des hl. Johannes von Nepomuk. Das spärliche Licht einer schief am Sockel hängenden Votivlaterne spiegelte sich auf dem regenfeuchten Pflaster wider. Von den kahlen Kronen lösten sich die letzten Blätter. Es war ganz still. Nur die welken Kränze, die am Fuß des Standbildes lagen, raschelten leise. Da war es mir, als ginge Frau Melancholia neben mir, als wäre ich in ihrer Heimatstadt. —

Jede Landschaft hat ihr Sanktuarium, ihr Allerheiligstes. Dort schlägt das Herz der Heimat, von dort strahlen ihre geheimsten Kräfte aus. Wer nur einmal durch unser Land gefahren ist, der braucht nach diesem heiligsten Bezirk nicht lange zu suchen: es ist der oberschlesische Wald. Ich bin durch die Wälder am Meer, die dunklen Forste der Berge und durch die fremdartigen Haine südlicher Länder gewandert. Ich weiß, daß jeder Wald seine eigene Seele hat. Trotzdem gehört meine ganze Liebe dem oberschlesischen Wald. Trägt er doch die gleichen Züge, wie diese arme Heimat, ja, er prägt ihr erst diese Züge auf oder vertieft sie wenigstens: die Einsamkeit, die feierliche Stille, die unendliche Weite, die herbe Verschlossenheit, Schlichtheit und leise Schwermut. Wie die Dörfer und Städte verwächst er mit der Landschaft zu einer organischen Einheit. Er ist ihr Grundakkord und Leitmotiv, Rahmen und Inhalt zugleich. Man kann auf mancher Eisenbahnstrecke viele, viele Meilen fahren, ohne den Wald zu verlassen. Nur hier und dort öffnet er sich zu einem schmalen Raum, auf dem das einsame Stationsgebäude steht. Eine Waldstraße führt zum weiterliegenden, verborgen bleibenden Dorf. Dann schließt sich der Wald wieder.

Wanderst du zu Fuß durch diese Wälder, dann bist du tagelang ihr Gefangener. Fast scheint es, als hätte sich die ganze Welt in einen unermeßlich weiten Wald verwandelt. Wie köstlich sind solche Waldwanderungen. Die meist schnurgerade sich dahinziehenden Straßen verstärken den Eindruck der endlosen Weite. Das dunkle Grün der Tannen und Fichten macht einen feierlich-ernsten Eindruck. Die hohen, schlanken Kiefern stehen schweigend da wie ein Doppelchor betender Mönche. So lautlos ist die Stille auf diesen Waldstraßen, daß du meinst, Böcklins Schweigen im Walde wäre zum Leben erwacht, und das scheue Einhorn träte zwischen den Stämmen hervor. Menschen begegnest du selten. Eine Bauersfrau mit dunkler Jacke und farbigem Kopftuch grüßt: Gelobt sei Jesus Christus. Barfüßige Kinder gehen zum Beerensammeln. Es kommt der Förster mit seinem Hunde. Schweigend, mit schwerem Schritt und qualmender Pfeife, wandern ein paar Holzfäller heimwärts. Mitunter fährt auch ein Bauernwägelchen die Straße entlang, oder der „Herr" des nahen Dominialdorfes fährt in die Kreisstadt. Sonst Schweigen und Einsamkeit.

Noch seltener trifft man auf menschliche Siedlungen. Wie verloren steht ein Forsthaus am Waldrand, so nah, daß die Zweige der Bäume schier in die Fenster reichen. Oder die Hütte eines Waldarbeiters kauert sich in eine schmale Lichtung. Ein Holzkreuz ragt vor ihr hoch in die Luft, als sollte es die drei, vier Menschen in dieser grenzenlosen Verlassenheit schirmen. Manchmal erweitert sich auch diese Lichtung und gewährt einem kleinen Walddorf Raum. Es besteht oft nur aus wenigen armseligen Häusern. Eng schließt sich an den Hof das bißchen Feld an, sandiger Boden, auf dem Kartoffeln und etwas Hafer gedeihen. Nur ein paar hundert Schritt im Umkreis, und dann beginnt wieder die grüne Mauer des Waldes.

Im Frühjahr leuchten die weißen Stämme der Birken, die zu beiden Seiten die Straße begleiten. Das helle Grün des frischen Laubes windet sich wie ein festliches Band durch die dunklen Säume des Waldes. Im Spätherbst brauen die grauen Nebel und decken die Straße zu. Melancholisch tropft es von den Zweigen. Wildgänse ziehen mit schrillem Schrei hoch über der Straße, und schauerlich ist es, wenn in der frühen Dämmerung die Hirsche zu röhren beginnen. Verläßt du die breite Fahrstraße und biegst auf einen der engen, sandigen Querwege ein, so umraunen dich bald alle Wunder des deutschen Märchenwaldes. Das schlanke Reh schreitet langsam über den Weg, bleibt stehen und sieht dich mit fragenden Augen an. Zierliche Jagdschlösser mit braunem, ver-

witterten Holzgebälk und verschlossenen grünen Fensterläden träumen in runder Lichtung von vergangenen, horndurchhallten, lustigen Tagen. Es knackt im dunklen Dickicht, und mit mächtigem Sprung setzt der königliche Hirsch über die Sträucher . . .

Wie im Traume gehst du weiter und stehst nach langem Wandern am Rande des Waldes. Schon zwischen den Stämmen hindurch schimmern dir weite, goldene Getreidefelder entgegen. Im Gegensatz zu den hohen Kiefern, die den Wald umgeben, erscheint die Ebene noch breiter, gedehnter, wird der Eindruck der endlosen Ferne noch weiter vertieft. Du legst die Hand über die Augen und blickst über die wogenden Halme. Hat nun der Wald ein Ende? O nein; als immer schmäler werdende Umfriedung begleitet er die Fläche des Feldes, soweit das Auge reicht, und schwingt sich dann als feiner, dunkelblauer Saum in riesigem Halbkreis den Horizont entlang. Steigst du auf jenen meterhohen Findling, dann siehst du, wie dieser Saum sich in mehrere Streifen zerlegt, die, nach der Ferne zu immer lichter werdend, die endlosen Wogen eines neuen Waldmeeres ankündigen.

Begreifst du, daß der Sänger des deutschen Waldes nur in diesen Waldrevieren geboren werden konnte? Aus der Einsamkeit, dem „wunderbaren, tiefen Schweigen" dieser Wälder erblühten Eichendorffs unsterbliche Lieder. Und wer immer sich auch heut mit wunder Seele in diese Wälder flüchtet, der wird in ihrem Frieden gesunden:

Ihr stillen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
Legt eure kühlen, duftenden Hände
auf mein heißes Herz
und neigt eure Stirnen,
die nur Wolken und Sterne schauen,
barmherzig zu mir.

Denn wund und müd'
komme ich von den Menschen.
Es klagt meine Seele:
Vom Blut der Erschlagenen
raucht die Erde,
in allen Häusern weint bange Qual,
und am leeren Herde
steht stumm die Not.

Aber die Gassen hinauf und hinab
läuft geschäftig die Gier,
in bunten Sälen
tanzt taumelnd die Lust,
und auf breitem Markt
sitzt lächelnd die Lüge . . .

Ihr heiligen Wälder meiner Heimat,
nehmt mich auf!
In euch ist Stille,
ist seliger Frieden.
Und durch euer Rauschen geht es
wie das Atmen Gottes.

Vom Mythos der Landschaft

Jede Landschaft hat ihr eigenes Gesicht, ihren eigenen seelischen Ausdruck. Man kann Landschaften wie Menschen durch ihre besondere Physiognomie, durch ihre Haltung und Gebärde unterscheiden. Die Elemente dieser Besonderheit entziehen sich allerdings der rationalen Deutung. Sie sind schwer faßbar und bleiben in ihrer letzten, entscheidenden Substanz immer rätselhaft.

Wie wir das Geheimnis der menschlichen Persönlichkeit gewissermaßen nur intuitiv spüren, so dringen wir auch in das Geheimnis einer Landschaft nur erlebnismäßig ein, etwa wenn wir sie durchwandern, oder wenn in unserer Erinnerung das Bild einer geliebten Landschaft aufsteigt. Dann schlägt unser Herz plötzlich schneller, dann sind wir tief beglückt, dann sehnen wir uns nach dieser alten Stadt, nach diesem stillen Tal, nach diesem sonnenbeglänzten Strom.

Mit unseren dürftigen Worten können wir nur sagen, daß vieles zusammenklingen muß, um das beglückende Erlebnis einer Landschaft in uns auszulösen: nicht nur die Formen und Farben des Landschaftsbildes selbst, sondern auch das Heldenlied ihrer Geschichte, die Stimme der Dichtung, die Erinnerung an große Menschen, die dort geboren und gewandelt sind, der Glanz hoher Werke der Kunst, Vorzüge des Volkstums usw. Alle diese Farben und Formen, diese Klänge und Stimmungen, diese Erinnerungen und Gestalten weben sich zu einem unlösbaren Ganzen zusammen und schweben unsichtbar wie ein zarter Duft über der Landschaft. Das Bild der greifbaren Wirklichkeit verklärt sich ins Überwirkliche, und aus dieser geheimnisvollen Verwandlung erwächst das, was man den Mythos einer Landschaft nennt.

So schemenhaft und ungreifbar dieser landschaftliche Mythos auch ist, so stark, ja betörend ist manchmal seine Wirkung auf die Menschenherzen. Wie hat z. B. der sonnige Süden, wie hat das Märchenland Italia die Menschen des kühlen Nordens angelockt! Goethe nannte den Tag, da er Rom betrat, „einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt". Er und viele andere vor und nach ihm krankten bis zu ihrem Tode an der Sehnsucht nach dem Süden. Auch der strahlende Zauber der griechischen Landschaft, die Anmut Altösterreichs, die herbe Schönheit der nordischen Länder hat sich zum Mythos verdichtet. Alfons

Rundfunkvortrag 1930.

Paquet ist zum Verkünder des Rhein-Mythos geworden. Und wer hat nicht schon selbst jene bannende Macht gespürt, die allein das Wort: Meer — Alpen — Heide auf jedes empfängliche Gemüt ausübt.

Wenden wir uns von diesen leuchtenden Bildern zurück zu unserer armen Heimat. Wird man auch vom Mythos der oberschlesischen Landschaft sprechen dürfen? — Einer unserer Heimatdichter erzählt uns von einem oberschlesischen Dienstmädchen, das in Berlin in Stellung war. Als man sie fragte, wie es ihr denn in dieser großen Stadt gefiele, da sagte sie zögernd und fast traurig: Es würde ihr hier ganz gut gefallen, wenn, wenn nur — der St. Annaberg in der Nähe wäre. Für diese einfache Seele war der heilige Berg der Heimat zum Symbol, zum mythischen Inhalt der oberschlesischen Landschaft geworden. Und steigt er nicht wirklich wie eine tröstende Vision aus der Einförmigkeit der flachen Ebene auf. Von allen Seiten ist er über den niedrigen Hütten, über den Wiesen und Feldern und den grünen Wogen des Waldes weithin sichtbar. Die Sehnsüchte und Gebete, die Lieder und Legenden eines frommen Volkes umschweben seinen Gipfel. In jede oberschlesische Bauernhütte und in die armseligste Arbeiterstube hinein wirft dieser heilige Berg einen beseligenden Märchenglanz. Es heißt, daß das gläubige oberschlesische Volk ein halbes Jahr von der bevorstehenden Wallfahrt spräche und nach der Wallfahrt wieder ein halbes Jahr von den Erinnerungen an dieses tiefbeglückende Erlebnis zehre. Man muß das glauben, wenn man einmal gesehen hat, wie die Pilger von dem Heiligtum Abschied nehmen. Immer wieder bleibt der Zug stehen; die Musik schweigt; die Wallfahrer wenden sich um, und mit tränenden Augen und aufgehobenen Händen nimmt man von der guten Mutter Anna Abschied.

Einmal fragte ich Menschen, die aus einem der trostlosesten Orte des Industriebezirkes kamen, ob ihnen denn das Leben in solcher Umgebung nicht sehr schwer fiele. Sie schauten mich ganz verwundert an. Es gefiele ihnen sehr gut daheim, und sie möchten gar nicht fort. Dann versuchten mir diese jungen Arbeiter zu schildern, wie wunderbar die Abende und Nächte wären, wenn ringsum die Lichter aufflammen, wenn aus den Hochöfen das bunte Feuer zum Himmel lodert, und das dunkle Land, so weit das Auge reicht, wie mit unzähligen goldenen Sternen übersät ist.

Mythos der Landschaft! In jenem Nachtbild des Industriereviers wie im St. Annaberg offenbart sich der symbolhafte Zusammenklang von Landschaft und Volksseele. Die Landschaft wird zum Symbol des

arbeitenden und betenden oberschlesischen Menschen, und die Volksseele wiederum schöpft ihre Kraft aus der Landschaft. Die kindliche Freude am Bunten und Leuchtenden ebenso wie der Zug zum Geheimnisvollen und Märchenhaften hat in der oberschlesischen Landschaft ihren symbolhaften Ausdruck gefunden.

Die Geschichte unserer Heimat ist kein jauchzendes Heldenlied. Sie gleicht mehr einer stillen, wehmütigen Volksweise, gewoben aus viel Leid und Entsagung. Kein stolzer Dom aus alter Zeit überragt die Dächer unserer Städte. An anderen deutschen Landschaften gemessen ist unsere Heimat arm an bedeutenden Kunstdenkmälern. Die Industrieorte sind in amerikanischer Hast aufgeschossen, und die kleinen Städtchen der Agrargebiete wirken eintönig und stimmen zur Melancholie. Die großen Dichter sind an Oberschlesien schweigend vorübergegangen. Kein Name von europäischem Rang verklärt die äußere Armut der Landschaft, und selbst von den beiden größten Söhnen unserer Heimat, von Josef von Eichendorff und Gustav Freytag, weiß man nicht immer, daß ihre Wiege in Oberschlesien gestanden hat. Denn sie wirkten fast ihr ganzes Leben hindurch fern der Heimat. Vom oberschlesischen Volkstum hatte man und hat man hier und da auch heut noch die sonderbarsten Vorstellungen. Die harte Sprache unserer Arbeiter und Bauern muß noch immer den Stoff zu billigen Witzeleien liefern.

Wir sagen das ohne jede Bitterkeit. Denn wir kennen selbst am besten all diese Mängel und Dürftigkeiten. Aber das Auge der Liebe sieht tiefer. Es sieht, wie ein Volk, das vom Schicksal in mancher Hinsicht stiefmütterlich behandelt wurde und das so oft einer verstehenden und sorgenden Hand entbehren mußte, zäh mit sich selbst und seinem harten Geschick ringt. Es sieht, wie dieses Volk sich müht, die versäumten Perioden seiner kulturellen Entwicklung mit einer erstaunlichen Energie nachzuholen. Es sieht dieses Volk aufrecht und ungebrochen unter dem Kreuz seines Schicksals stehen.

Wenn wir die Geschichte unserer Heimat arm an weithin leuchtenden Taten und Namen genannt haben, wenn wir feststellen müssen, daß keine Gestalt aus der oberschlesischen Geschichte in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen ist, so liegt gerade in dieser Stummheit und Anonymität etwas Ergreifendes. Die ältere Geschichte Oberschlesiens ist die Geschichte des namenlosen Kolonisten, der seine prangende fränkische oder thüringische Heimat verlassen hat, um hier in den oberschlesischen Wäldern in harter Arbeit sich eine neue Existenz zu gründen. Es ist die Geschichte der namenlosen „kleinen Leute", wie Gustav Freytag

sie nennt, des Bauern, der nach all den Kriegsnöten und harten Schicksalsschlägen, von denen Oberschlesien Jahrhundert um Jahrhundert heimgesucht wurde, unverdrossen und ungebrochen das niedergestampfte Feld wieder bebaute, und des Handwerkers, der nach Plünderungen, Seuchen und Hungersnöten immer wieder zu seinem Werkzeug griff, um unverzagt von neuem anzufangen. Es ist in neuerer Zeit die Geschichte des unbekannten Arbeiters, der unter den schwierigsten sozialen Verhältnissen hier die zweitgrößte Werkstatt deutschen Industrieschaffens aufbaute. Es ist die Geschichte des unbekannten Seelsorgers und des unbekannten Lehrers, die in der Unrast fiebernder Industriestädte oder in der verzehrenden Einsamkeit entlegener Walddörfer schweigend ihre Pflicht taten.

Wir sagten von den beiden größten Söhnen Oberschlesiens, von Eichendorff und Freytag, daß sie ihre Heimat früh verließen, und daß die Schauplätze ihres tätigen Lebens fern von Oberschlesien lagen. Und doch muß das Werk beider Männer für ihre Heimat zeugen. Eichendorff lebt im Volksbewußtsein fort als Sänger des deutschen Waldes. Niemals hätte der Wald zum Grundakkord seiner Lieder werden können, hätte er ihn nicht in seiner oberschlesischen Heimat von den frühesten Kindertagen an umrauscht. Auch in der tiefen, kindlichen Gläubigkeit seines Wesens und Schaffens werden wir Erbe und Echo der wurzelechten Frömmigkeit seiner oberschlesischen Heimat sehen dürfen. Und wer in Gustav Freytags Bücher tiefer hineinhorcht, der wird immer die herbe, schmucklose Sprache des Kolonialdeutschen heraushören. Wie seine Vorfahren steht dieser Dichter scharfäugig auf der Grenzwacht, um die Werte seines deutschen Volkstums gegen fremdes Wesen zu verteidigen. So haben die mythischen Kräfte der Heimat beide Männer, so verschieden sie auch voneinander sind, und so wenig äußere Verbindungen sie auch mit der Heimat hatten, in ihrem Denken und Dichten noch von der Ferne her befruchtet. Diese innere, geheimnisvolle Bindung an den mütterlichen Boden wird im Leben beider Männer auch symbolhaft sichtbar. Denn am Ende seiner langen Wanderfahrt lenkt Eichendorff seine Schritte wieder zurück in die Heimat und will in oberschlesischer Erde begraben sein. Und als der kühle und nüchterne Gustav Freytag in späten Mannesjahren die Feder ansetzt, um seine Erinnerungen zu schreiben, da formt sich in seiner Seele das zärtliche Wort: Du liebe alte Stadt.

Mythos der Landschaft! Wir spüren ihn, wenn wir am Zugfenster stehen und den heiligen Berg traumhaft schön über den Wipfeln vorübergleiten sehen. Wir spüren ihn, wenn wir am Abend mit der elek-

trischen Bahn quer durchs Industrierevier fahren. Er überglänzt die Geschichte unseres Volkes. Er webt in den Liedern Eichendorffs und in den Büchern Gustav Freytags. Aus ihm wachsen unsere Volkslieder, Sagen und Legenden. Er hat unsere Holzkirchen geformt und den Bildschnitzern und Malern die Hand geführt.

Mythos der Landschaft — das ist nichts anderes als jene geheimnisvolle Kraft, die aus der Seele eines Volkes strömt, und die in Farben und Formen, in Worten und Tönen Gestalt zu werden sucht. Sie bindet den Menschen an den mütterlichen Boden. Sie stärkt ihn in der Treue zu Volk und Heimat. Sie macht ihn ehrfürchtig gegenüber allem Gewachsenen und Bodenständigen. Sie schlägt die Brücken zwischen Ahnung und Gegenwart, zwischen Irdischem und Überirdischem, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Mensch und Gott. —

Laßt uns darüber wachen, daß die mythischen Kräfte der Heimat nicht absterben, und daß nicht fremde Hände sie für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen!

Epochen der oberschlesischen Geschichte

So dunkel und rätselhaft im Einzelnen das geschichtliche Werden Oberschlesiens auch ist, die großen Linien der Entwicklung heben sich doch klar hervor. Der Hauptweg, den die Geschichte Oberschlesiens seit etwa zwei Jahrtausenden genommen hat, hat deutliche Spuren hinterlassen. Wir wollen versuchen, diesen Spuren nachzugehen. Freilich können wir in dem uns gesteckten engen Rahmen nicht die ganze ungeheure Wegstrecke abschreiten. Wir können nur die Marksteine sichtbar machen, an denen der Weg eine entscheidende Wendung nimmt.

Der Historiker pflegt solche Teilstrecken von einer Wegkehre zur anderen Epochen zu nennen. Und so wollen auch wir versuchen, die zweitausendjährige Entwicklung Oberschlesiens in bestimmte Epochen zu gliedern, um so im Aufbau und in der Aufeinanderfolge dieser Epochen vielleicht irgendein Entwicklungsgesetz, irgendeinen Sinn zu finden. Denn jeder tatsächliche Geschichtsverlauf muß doch, wenn wir nicht die Herrschaft des blinden Zufalls anerkennen wollen, einen letzten, übergeschichtlichen Sinn enthalten. Welches ist nun der Sinn der oberschlesischen Geschichte?

In der vor- und frühgeschichtlichen Periode, d. h. in jener Zeit, von der uns nur die Bodenfunde in ihrer stummen und doch so beredten Sprache berichten, können wir als unantastbares Ergebnis streng wissenschaftlicher Forschungsarbeit, an der Archäologen aller Nationen beteiligt sind, ein Zweifaches feststellen. Die ältesten Kulturen, die im oberschlesischen Boden ihre Spuren hinterlassen haben, also in der von undatierbaren Anfängen her beginnenden Steinzeit und in der ihr folgenden Bronzezeit, die etwa bis in das letzte Jahrtausend vor Christi Geburt reicht, weisen unzweifelhafte Beziehungen zum Norden, zum östlichen Finnland und zu den Donauländern auf. Das ist die eine Tatsache. Mit der frühen Eisenzeit, also etwa vom 8. vorchristlichen Jahrhundert an, tauchen neben den östlichen Skythen und südwestlichen Kelten germanische Stämme in Oberschlesien auf. Ganz sicher wissen wir, daß in den letzten Jahrhunderten vor und in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt germanische Vandalen in Schlesien und Oberschlesien gewohnt haben. Das ist die zweite geschichtliche Tatsache. Sie wird durch eine große Zahl von Bodenfunden erhärtet.

Rundfunkvortrag 1931.

Wir können also, wenn wir die sich in urweltliches Dunkel verlierenden frühesten Jahrtausende aus der historischen Betrachtung ausschalten, als erste Epoche einer klar bezeugten Entwicklung jene frühgermanische Siedlungsperiode ansetzen. Ihr Anfang reicht etwa bis in die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, und ihr Ende liegt bereits im vollen Licht der Geschichte. Denn es ist ein weltgeschichtlicher Prozeß, der hier den ersten Meilenstein setzt, die Völkerwanderung. Auch die Vandalen folgen jenem geheimnisvollen Bewegungsgesetz, das am 4. und 5. Jahrhundert die germanischen Völker erfaßt und sie nach Süden und Westen weiter drängt, oft in Tod und Untergang hinein. Die vandalischen Siedlungsplätze entvölkern sich, und nur spärliche Reste mögen damals in Schlesien zurückgeblieben sein. Die Geschichte der Vandalen endet im heißen Wüstensand der Küstengebiete Nordafrikas. Und damit endet auch in einem tragischen Finale die erste Epoche oberschlesischer Geschichte.

Über den Anfängen der nun folgenden Epoche liegt zum Teil noch ein tiefes Dunkel. Nur die Erde öffnet ab und zu ihren schweigenden Mund, um zu sagen, daß ein fremdes Volk in die leergewordenen Siedlungsgebiete eingezogen ist. Es sind slavische Volksstämme, die aus dem Osten kommen. Auch ihre Kultur ist, wie uns die Bodenfunde bezeugen, östlich, d. h. primitiver, anspruchsloser, gebundener als die westliche Kultur. Seit ganz kurzem wissen wir auch, wie diese slavischen Einwanderer gewohnt, und mit welchen Werkzeugen sie gearbeitet haben. Die kleinen und sehr einfachen Blockhäuser, die uns die Oppelner Ausgrabungen zeigen, dienten offenbar dem Gefolge des slawischen Fürsten im Oppelner Gebiet zur Wohnung. Sie stammen aus einer Zeit, in der 50 Meilen westwärts, in Mitteldeutschland, bereits jene romanischen Dome, Pfalzen und Rathäuser aufwuchsen, vor denen wir noch heut bewundernd und beseligt stehen. Gerade diese primitiven Oppelner Holzbauten sind ein Beweis dafür, daß unsere Heimat damals, um die Wende des ersten Jahrtausends, zum slavischen Kulturkreis gehörte. Noch weit anspruchsloser wie die Krieger und Hofleute am Sitz der Fürsten mögen die hörigen slawischen Bauern in den wenigen dorfähnlichen Siedlungen gewohnt und gelebt haben. Die Gemarkungen waren auffällig klein, ungerodetes Waldland herrschte vor, und der hölzerne Hackenpflug mag dem Boden nicht viel abgerungen haben. Eigentliche Städte gab es nicht. Nur um die Burgen, die sogenannten Kastellaneien, gruppierte sich, ähnlich wie in Oppeln, eine Anzahl von festen Häusern. Sonst wissen wir fast nichts über diese Zeit. Keine Heldentat, keine Kulturschöpfung wirft einen hellen Glanz über die Monotonie jener stummen und gestaltlosen Jahrhunderte.

Aus dem ungewissen Dämmerlicht dieser zweiten Epoche unserer Geschichte hebt sich nur ein Ereignis als für die spätere Entwicklung bedeutsam hervor: die Errichtung des Bistums Breslau um das Jahr 1000. Denn die kirchliche Abgrenzung einer sacra Silencii provincia, einer „heiligen Provinz Schlesien", ermöglichte es erst, daß sich bald darauf auch der politische Begriff Schlesien formuliert. Bei diesem wichtigen Vorgang der Bildung eines eigenen schlesischen Landes wirkte zum ersten Mal der deutsche Westen aktiv mit. Das deutsche Kaisertum trat damit als politischer Faktor in der oberschlesischen Geschichte zum erstenmal in Erscheinung. Die Gestalt Friedrich Barbarossas warf ihren mächtigen Schatten auch über den slawischen Osten. Dieser Herrscher stellte sich schützend hinter den vor seinen Brüdern flüchtenden Großfürsten Wladyslaw den Zweiten von Krakau und setzte es durch, daß die drei Söhne des in der Fremde gestorbenen Piasten im Jahre 1163 Schlesien als selbständiges, wenn auch noch mit Polen durch die Senioratsverfassung verbundenes Land erhielten. Diese drei Piastenfürsten, Boleslaw, Mesco und Konrad, die nun Schlesien unter sich teilen, hatten viele Jahre an deutschen Höfen und in deutschen Klöstern verbracht. Die aus dieser Zeit sich herleitenden Beziehungen zum deutschen Westen verdichteten sich später noch. Man kann z. B. den tatkräftigsten der schlesischen Piasten, Herzog Heinrich den Ersten den Bärtigen, den Gemahl der hl. Hedwig, geradezu als deutschen Fürsten ansprechen. So ist also der Boden vorbereitet für einen Kulturprozeß, der das Antlitz Schlesiens allmählich von Grund auf umgestaltet: die deutsche Wiederbesiedlung des Ostens. Damit setzen wir den für die ganze Geschichte Oberschlesiens wichtigsten Meilenstein. Er leitet eine Epoche — die dritte — ein, die für das politische und kulturelle Schicksal unserer Heimat von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist.

Der Beginn der deutschen Wiederbesiedlung Schlesiens fällt in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. In das heutige Oberschlesien kamen die Kolonisten zuerst auf den Ruf des Bischofs Lorenz, der sein Ottmachauer-Neisser Territorium besiedeln wollte. Bald (1222) gab auch Herzog Kasimir von Oppeln dem Bischof die Erlaubnis, mitten in den oberschlesischen Wäldern, im Ujester Gebiet, Deutsche anzusiedeln. Es verbanden sich also Fürst und Bischof, beides Slawen, zu diesem für Oberschlesien so wichtigen deutschen Kulturwerk. Nach dem Mongoleneinfall 1241, der die von den Slawen an sich schon spärlich besiedelten Gebiete noch mehr entvölkert hatte, kamen die deutschen Kolonisten in mehreren Wellen nach dem schlesischen Osten, ja sie drangen bis tief

nach Polen, Ungarn und in die Balkanländer vor. Bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts zählte das bis dahin städtelose Oberschlesien etwa 20 Städte deutschrechtlichen Charakters und über 150 neugegründete oder zu deutschem Recht umgesetzte Dörfer. Man darf sagen, daß diese ungezählten, namenlosen Bauern, Bürger, Priester und Ritter, die ihre schöne mittel-, süd- oder westdeutsche Heimat verließen, hier im unwirtlichen Osten die größte Kulturtat vollbracht haben, deren sich die Deutschen als Volk überhaupt rühmen können. Sie brachten nicht nur fortgeschrittenere Wirtschaftsmethoden, eine freiere Verfassung, besseres Recht und eine höhere Kultur mit, sondern sie entschieden auch — und zwar auf rein friedlichem Wege — über das nationalpolitische Schicksal des Ostens. Denn es ist ein historisches Gesetz, daß der Boden dem gehört, der ihn bearbeitet.

Dieses Gesetz erfüllte sich auch für Schlesien und Oberschlesien. Fast gleichzeitig mit der friedlichen, kulturellen Durchdringung Schlesiens und, man möchte beinahe sagen, automatisch erfolgte auch die politische Westorientierung. Die schlesischen Piasten, die sich durch die häufigen Erbteilungen politisch geschwächt fühlten, bedurften der Anlehnung an einen mächtigeren Staat. Polen befand sich damals in einer Periode des Niedergangs, und Deutschland litt noch unter den Nachwehen der kaiserlosen Zeit. Nur Böhmens Krone strahlte unter König Ottokar in neuem Glanz. Und so wurden schon seit der Schlacht auf dem Marchfelde die Fäden zwischen Schlesien und Böhmen enger geknüpft. Als später der Sohn des deutschen Kaisers Heinrich des Siebenten, Johann, Herr von Böhmen wurde, da vollzogen mit Ausnahme des Oppelner Herzogs sämtliche schlesischen Fürsten den lehnsrechtlichen Anschluß an die böhmische Krone. Diesem politischen Loslösungsprozeß Schlesiens von Polen trug der polnische König Kasimir auch Rechnung, indem er 1335 im Vertrag von Trentschin allen Ansprüchen auf die nieder- und oberschlesischen Herzogtümer feierlich entsagte. Die Westorientierung Oberschlesiens, die mit der Wiederbesiedlung des Landes durch deutsche Kolonisten im Anfange des 13. Jahrhunderts einsetzte, erfuhr also durch den Trentschiner Vertrag 100 Jahre später ihren politischen Abschluß und ihre staatsrechtliche Bestätigung. Das Jahr 1335 ist demnach der dritte Meilenstein in der historischen Entwicklung Oberschlesiens.

Es beginnt die noch wenig erforschte und nicht in jeder Hinsicht erfreuliche vierte Epoche, die Zeit der böhmischen Oberlehenshoheit. Innere Kämpfe der piastischen Fürsten zerwühlen das Land. Die Hussiten fallen mehrfach ein und verüben an den wehrlosen Bewohnern die entsetzlich-

sten Verbrechen. Die oberschlesischen Fürsten können sich nicht zu einem geschlossenen Widerstand zusammenfinden. Ja, der junge Herzog Bolko von Oberglogau neigt selbst der hussitischen Lehre zu. Dazu kam der Kampf der Parteien um die Krone Böhmens. Gewisse Teile von Oberschlesien, die Gegend östlich von Beuthen und um Oswiecim, gingen damals für immer verloren. Aber schlimmer war noch, daß durch all diese Wirren das oberschlesische Deutschtum den schwersten Schaden erlitt. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den amtlichen Schriftstücken, der sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eingebürgert hatte, wurde durch die tschechische Urkundensprache ersetzt. Der aufsteigende Glanz des polnischen Königshofes begann wieder zu locken, und Familienverbindungen zwischen dem oberschlesischen und polnischen Adel werden wieder häufiger.

Wer kann sagen, zu welchem Ende all diese Dinge noch geführt hätten? Aber gerade in diesem gefährlichen Augenblick wird das Steuer der Geschichte plötzlich herumgeworfen, und die Bahn der Entwicklung verläuft nun in einer ganz anderen Richtung. Das entscheidende Jahr ist das Jahr 1526. Der junge König Ludwig von Böhmen und Ungarn, ein Jagiellone, fällt bei Mohacs, und der Habsburger Ferdinand wird Herr von Böhmen und seiner Lehensländer. Der Anschluß Schlesiens an das urdeutsche österreichische Kaiserhaus ist von einer so tief einschneidenden nationalen Bedeutung, daß unsere Heimat nach einem Wort des schlesischen Historikers Grünhagen erst von diesem vierten Meilenstein ab ihr Antlitz definitiv gegen Westen gewandt hat. Polen und später auch Böhmen werden als maßgebende Faktoren aus der Geschichte Schlesiens für immer ausgeschaltet. Zwar führte im Beginn des 17. Jahrhunderts die Tendenz der schlesischen Fürsten, sich mit den böhmischen Ständen gegen den Kaiser zu verbinden, zu Konflikten, die das Land in die blutigen Wirren des 30jährigen Krieges mit hineinrissen. Später brachten die religionsrechtlichen Auseinandersetzungen, die dem harten Grundsatz cuius regio eius religio entsprangen, unsagbar viel Leid über unser Volk. Das im Mittelalter so stolze, freie Bauerntum versank in immer größere Abhängigkeit von der Gutsherrschaft. Handel und Gewerbe litten unter den Veränderungen im europäischen Wirtschaftsleben. Nur zwei oberschlesische Orte, Ratibor und Neustadt, sind damals als größere Städte anzusprechen, mit etwa 2—3000 Einwohnern. Sonst gab es in Oberschlesien nur stille Ackerbürgerstädtchen. Erfreulich ist nur, daß der Zuzug von Bauern und Bürgern aus dem deutschen Westen auch in dieser Epoche nicht aufhörte.

Wir können in den Amtsbüchern jener Zeit verfolgen, wie die deutschen Vor- und Familiennamen ständig zunehmen und die slawisch klingenden Namen zurückgehen. Besonders in den Gegenden, wo damals Bergbau getrieben wurde, wanderten nachweislich immer wieder deutsche Meister und Arbeiter ein.

Zum habsburgischen Kaiserhause muß ein gutes Verhältnis bestanden haben. Denn als 1742 der junge Preußenkönig Oberschlesien in Besitz nahm, da stößt er in der Bevölkerung, besonders in den Reihen des Adels und des Klerus, öfter auf Widerstand. Das machte Friedrich den Besitz dieses ihm durch Religion und Sprache an sich schon unsympathischen Landes nicht angenehmer. Nur aus Pflichtgefühl und in der Hoffnung, an Oberschlesien eine Waffenschmiede und eine Rekrutierquelle zu haben, wandte er seine Fürsorge auch diesem Winkel der neuen Provinz zu. Wir brauchen hier die Verdienste Friedrichs um die kulturelle und wirtschaftliche Förderung des Landes nicht im einzelnen aufzuzählen. Sie sind bekannt. Wir bauen z. T. noch heut auf den Fundamenten, die damals gelegt wurden. Jedenfalls hat der Prozeß der Eingliederung Oberschlesiens in das deutsche Kultur- und Wirtschaftsleben in diesem ersten Abschnitt der preußischen Epoche eine starke Beschleunigung erfahren.

Allerdings mangelte es dem absolutistischen Denken jener Zeit an einer Voraussetzung, an der Erziehung der Bevölkerung zur lebendigen und freudigen Anteilnahme am Staat. Nation und Staat sind damals durch eine tiefe Kluft getrennt. Zwar hatte Friedrich der Große versucht, wenigstens die äußeren Lebensbedingungen der leibeigenen oberschlesischen Bauern erträglicher zu gestalten. Tatsächliche Erfolge in dieser Hinsicht wurden aber erst im nächsten Abschnitt der preußischen Epoche erzielt, in der sog. Reformzeit. Hier erst hat die mit dem Namen Stein verknüpfte Reformgesetzgebung den Weg für die politische Aktivierung des Bürgertums und für die soziale Hebung des Bauerntums frei gemacht. Man kann die nationalpolitische Bedeutung der Steinschen Reformen gerade für Oberschlesien gar nicht hoch genug einschätzen. Denn es wird in ihnen eine Bewegung fortgeführt, die mit der ostdeutschen Kolonisation im Mittelalter begonnen hatte, und die mit dem erstarkenden Absolutismus wieder versandet war: nämlich das Volk selbst, die breiten Schichten der oberschlesischen Bürger und Bauern zu lebendigen Trägern von Staat und Kultur zu machen. Die führenden preußischen Staatsmänner jener Periode haben die ungeheure Tragweite dieser staatspädagogischen Aufgabe klar gesehen. Es ist

heut noch lehrreich, den von Victor Loewe publizierten amtlichen Schriftwechsel zu lesen, der 1816 gegen alle bürokratischen Widerstände zur Errichtung einer eigenen oberschlesischen Landesregierung geführt hat. In ihren kulturpolitischen Maßnahmen gingen diese Männer von der richtigen Erkenntnis aus, daß man es in Oberschlesien überhaupt nicht mit „Polen" im nationalen Sinne zu tun habe. Die Oberschlesier sind ein Mischvolk wie alle übrigen Ostdeutschen. Mit dem einen Unterschied, daß ein Teil der Bevölkerung als Umgangs- und Haussprache noch ein aus slavischen und deutschen Elementen seltsam gemischtes Idiom gebraucht. Dieses sog. Wasserpolnisch, das sich niemals zum Range einer Schriftsprache erhoben hat, wich allmählich ganz von selbst vor der stärkeren deutschen Schrift- und Amtssprache zurück. Schon 1822 konnte der Minister von Altenstein feststellen, daß der Gebrauch der deutschen Sprache in Oberschlesien in ständigem Fortschreiten begriffen sei. Vor allem war diese „polnische" Sprache niemals Trägerin einer nationalpolnischen Gesinnung. Wäre sie es gewesen, dann hätte das Feuer der nationalen Begeisterung, das in den Freiheitskämpfen der Jahre 1830, 1846, 1848 und 1863 überall im ehemaligen Königreich Polen aufflammte, unbedingt auch auf das benachbarte Oberschlesien übergreifen müssen. Aber es blieb in Oberschlesien alles ruhig. Und das war auch selbstverständlich bei einem Volk, das seit 600 Jahren keine Verbindung mehr mit Polens Staat, Kultur und Geschichte hatte.

Leider wurde dieses ruhige und organische Hineinwachsen Oberschlesiens in den deutschen Gesamtstaat und in die deutsche Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts von mehreren Seiten her bedroht und gestört. Zunächst einmal wechselte unter Bismarck die Regierung von der Politik des Vertrauens zu dem sog. scharfen Kurs über. Dann bemächtigte sich die Wirtschaft der oberschlesischen Bodenschätze, ohne die Eigenart des oberschlesischen Menschen genügend zu achten und zu schonen. Beide Umstände benützte schließlich die nationalpolnische Propaganda, um das arglose oberschlesische Volk zu verwirren und für ihre Zwecke zu gewinnen. Der Beginn dieser schon oft geschilderten tragischen Periode der oberschlesischen Geschichte fällt in die Zeit des Kulturkampfes, und ihr furchtbares Ende haben wir in den Jahren der Abstimmung schaudernd miterlebt.

Nach diesem traurigen Zwischenspiel der vorletzten Epoche hat die gegenwärtige Entwicklung wieder an die gesunden Tendenzen und klugen Methoden der preußischen Reformzeit angeknüpft. Viele Anzeichen lassen hoffen, daß nun in der letzten Epoche oberschlesischer Ge-

schichte jene zentrale Aufgabe vollendet werden wird, an der der alte Obrigkeitsstaat leider gescheitert ist: die Verschmelzung von Volk, Staat und Kultur.

Damit sprechen wir zugleich auch den Sinn der ganzen bisherigen Entwicklung aus. Denn das war doch tatsächlich das Ergebnis jeder einzelnen Epoche, daß Oberschlesien fast seit einem Jahrtausend sein Antlitz immer entschiedener nach Westen gekehrt hat. Die ostdeutsche Kolonisation, der Anschluß Oberschlesiens an Böhmen, die habsburgische Herrschaft, die preußische Besitzergreifung, das alles sind doch nur Etappen auf dem Wege zu dem einen Ziel: Oberschlesien immer stärker einzuschalten in den Stromkreis deutschen Staats- und Kulturlebens.

Geschichte als Schicksal

Auf dem Boden unserer verstümmelten Heimat, in den Mauern dieser durch die Grenzziehung fast tödlich getroffenen Stadt über Geschichte als Schicksal zu reden, kann nur heißen: über unsere eigene Geschichte und über unser eigenes oberschlesisches Schicksal zu sprechen. Wo die Gegenwart uns mit so heißem Atem bedrängt, da werden wir uns nicht allzu weit ins Allgemeine und Abstrakte verlieren dürfen. Wir werden vielmehr versuchen müssen, das blasse Schema der Theorie mit dem Blute unseres eigenen Erlebens, mit unsern augenblicklichen Nöten und Sorgen, Wünschen und Hoffnungen zu erfüllen.

In Goethes Sprüchen in Prosa findet sich das geheimnisvolle Wort: „Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.“ Wenn wir dieses Wort richtig deuten, dann ist das Vergangene also nicht etwas Abgeschlossenes, das uns nichts mehr angeht, sondern es wirkt als immer lebendiges Kontinuum in das Heute und Morgen fort und ist mitbestimmend für unser gegenwärtiges und zukünftiges Schicksal. Niemand kann diesem schicksalshaften und schicksalformenden Einfluß der Geschichte entrinnen, selbst wenn er es wollte. Denn die Geschichte ist, wie Ranke es ausdrückt, die Wirklichkeit selber. Wollte jemand sich außerhalb des Stromes der Geschichte stellen, so würde es das Gleiche bedeuten, als wenn ein Mensch sich dem alles umschließenden Luftraum entziehen wollte. Geschichte ist unentrinnbares Schicksal.

Aber dieses Schicksal wirkt sich sozusagen in einer doppelten Funktion aus: es kann für uns eine Steigerung oder eine Lähmung der Kräfte bedeuten. Wer entscheidet nun über die lebensteigernde oder lebenhemmende Wirkung der Vergangenheit? Sicher nicht die geschichtlichen Tatsachen allein. Denn sie verharren, einmal geschehen, in ewiger Unveränderlichkeit. Wandelbar ist nur die Sinndeutung des geschichtlichen Geschehens. Und zwar ist es der Mensch selbst, der die geschichtlichen Tatsachen mit einem positiven oder negativen Vorzeichen versieht. Von uns selber also, genauer gesagt, von unserem Willen hängt es ab, in welchem Sinne uns Geschichte zum Schicksal wird. Der Mensch ist auch dem Geschichtlichen gegenüber nach jenem uralten Wort das Maß aller Dinge. Selbst ein so zerstörerischer Geist wie Friedrich Nietzsche mußte bekennen, daß erst „durch die Kraft, das Vergangene zum Leben

---

Rede auf der 8. Schlesischen Kulturwoche in Ratibor, Juni 1932.

zu gebrauchen und aus dem Geschehenen wieder Geschichte zu machen, der Mensch zum Menschen wird".

Unser Thema „Geschichte als Schicksal" werden wir dann wohl so auffassen müssen: Wir alle sind ausnahmslos eingeschaltet in den Stromkreis des geschichtlichen Geschehens. Der Strom der Geschichte geht durch unser Sein und Denken, Fühlen und Wollen. Er trägt unser gegenwärtiges Leben und bestimmt seine zukünftige Richtung. Aber zum Schicksal, d. h. zum lebensteigernden Wert oder zum lebenvernichtenden Unwert wird Geschichte erst durch uns selbst.

Der Primat des Willens ist das entscheidende Prinzip. Ein Volk ist krank, wenn es seine Geschichte nur als Last, als lähmende Fessel empfindet. Bezeichnend ist, daß sowohl die Männer der französischen Revolution wie auch die Väter des russischen Bolschewismus bewußt geschichtsfeindlich waren und ihre eigene Vergangenheit auslöschen und als Volk gewissermaßen wieder von vorn anfangen wollten. Gesunde Völker bewahren sich ein organisches Denken. Sie bejahen ihre Geschichte und finden in ihr wertvolle Bausteine für die zukünftige Entwicklung.

Ich glaube, es entspricht der ostdeutschen Wesensart, in diesem positiven, bejahenden Sinne zur Geschichte zu stehen. In der scharfen Luft des Grenzlandes ist für müde Resignation kein Raum. Es ist nicht zufällig, daß der Wille auf ostdeutschem Kolonialboden im Kantischen Pflichtgedanken zum sittlichen Prinzip erhoben wurde. Selbst ein so in den Tiefen der Mystik heimischer Geist wie unser schlesischer Landsmann Angelus Silesius hat das kühne Wort gewagt:

> Nichts stärker ist als Gott;
> doch kann er nicht verwehren,
> daß ich nicht, was ich will,
> soll wollen und begehren.

Und auch eine so tragische Persönlichkeit wie der Ostdeutsche Heinrich von Kleist empfand in dem gleichen positiven Sinne, wenn er 1799 an seine Schwester Ulrike schreibt: „Ein freier, denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt. Er fühlt, daß man sich über das Schicksal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne möglich sei, das Schicksal zu leiten." Fügen wir dazu noch einen Ausspruch Gustav Freytags, der in seinem Roman „Soll und Haben" den Helden sagen läßt: „Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältnisse."

Wenn wir nun unseren Blick auf die eigene Vergangenheit richten, so sind es im wesentlichen vier historische Tatsachen, die für unser oberschlesisches Volk zum Schicksal geworden sind: die Doppelschichtigkeit unseres rassischen Wesens, das Hineinwachsen in den deutschen Kulturkreis, der Prozeß der Industrialisierung Oberschlesiens und schließlich, als tiefster Punkt unserer Schicksalskurve, der Einbruch der polnischen Propaganda und die Zerreißung Oberschlesiens. Wir wollen diese vier schicksalhaften Tatsachen ohne jede Illusion betrachten. Was haben sie uns zu sagen?

Die Zwiespältigkeit des Blutes ist ein tragisches Erbe. Denn sie ließ uns erst sehr spät und nach mühseligen Umwegen zu uns selbst kommen. Alles Unausgeglichene und Widerspruchsvolle in unserem Wesen, alles Ungestaltete und Bruchstückhafte, alles Schwere, Ungelenke und Quälende hat hier seinen Ursprung. Das slawische Blut in uns macht sich noch manchmal bemerkbar in einem gewissen Überschwang des Gefühls, in einem Hang zum Sichgehenlassen, in einem Widerstreit der Phantasie mit der klaren Vernunft. Die wasserpolnische Sprache machte uns gewissermaßen zu Fremdlingen im eigenen Vaterland. Selbst ein so überlegener Menschenkenner wie Friedrich der Große wollte von den Oberschlesiern anfangs nichts wissen. Der Reisende des 18. Jahrhunderts fühlte sich hier unheimlich und „fern von gebildeten Menschen". Ja, noch im 19. Jahrhundert sah mancher Beamte Oberschlesien als eine Art von Kolonie an, die von einem primitiven Stamme bewohnt wird. Aus der Schwierigkeit, den Oberschlesier sprachlich und seelisch zu verstehen, erklärt sich auch die unglückliche Zickzackpolitik der früheren preußischen Regierung, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts mehrfach von Vertrauen zu Mißtrauen, von loyalen zu äußerst schroffen Methoden wechselte. Das aus dieser Behandlung resultierende Gefühl der Verbitterung und seelischen Heimatlosigkeit wurde wiederum oft falsch gedeutet, als Undankbarkeit, Unaufrichtigkeit und nationale Unzuverlässigkeit. Und so wurde die Zwiespältigkeit des Blutes für das oberschlesische Volk zur Ursache einer langen Kette von Schwierigkeiten, Hemmungen, Ungerechtigkeiten und Enttäuschungen.

Aber auch das Hineinwachsen in den deutschen Kulturkreis, jene zweite schicksalhafte Tatsache, vollzog sich nur unter schweren Wehen und gefährlichen kulturellen Krisenerscheinungen. Niemand hat das Tragische solcher Übergangsprozesse klarer gesehen als Gustav Freytag, der ja selbst in der Überschneidungszone der deutschen und slawischen Kultur groß geworden war. In seinem Grenzbotenaufsatz „Soziale Trauerspiele

in der preußischen Provinz Schlesien" nannte Freytag solche Übergänge von der einen in die andere Kultur „für jedes Volk gefährlich und seine Kraft auf Jahrhunderte lähmend". Das alte Volkserbe an Liedern, Spruchweisheit, Sitten und Gebräuchen, welches den Menschen Halt, Schmuck und Würde gibt, verschwindet, ohne daß sofort etwas Gleichwertiges diese Lücke ausfüllen kann. Und so wird das innere Leben eines Volkes, wie Freytag sagt, oft „sehr schwach, sehr unschön, sehr leer und dürftig". „Die Übergangsgeneration selbst wird schwach, haltlos, roh und unruhig erregt."

Welche inneren Konflikte aber müssen in einem Volk entstehen, wenn zu den an sich schon schmerzlichen Erscheinungen solcher kulturellen Auflösungs- und Neubildungsprozesse noch jene furchtbaren Krisen kommen, die alle gewaltsamen soziologischen Strukturveränderungen naturgemäß zu begleiten pflegen. Über kaum eine andere deutsche Landschaft ist aber das Schicksal der Industrialisierung mit so jähem Ungestüm hereingebrochen wie über Oberschlesien um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Kaum irgendwo vollzog sich der Übergang aus dem uralten Gefüge eines Agrarvolkes zum Industrievolk mit solcher Hast und Planlosigkeit. Gewissermaßen über Nacht verwandelte sich das Grün der Äcker in das tödliche Grau der Halden, der dörfliche Frieden in die Unrast der Industriestadt. Der Mensch verlor den mütterlichen Boden allzu plötzlich unter den Füßen. Alles, was diesem sozialen und seelischen Entwurzelungsvorgang das Zerstörerische und Vergiftende hätte nehmen können, fehlte hier. Die oberschlesische Industrielandschaft war dürftig und zum Teil trostlos. Es fehlte der Zauber einer alten Kultur und Geschichte. Es fehlten — damals wenigstens — alle Voraussetzungen für den Genuß und die Verbreitung geistiger Güter. Und so blieb den armen Menschen oft als einziger Trost das grellbunte Schild der Destillen, das früher fast von jedem dritten Hause der ach so nüchternen Straßen winkte.

Aber noch war der Kreuzweg des oberschlesischen Volkes nicht zu Ende gegangen. Die verhängnisvollste Epoche unserer Geschichte begann erst, als landfremde Menschen diese innere Leere, diese seelische Verwaistheit unseres Volkes für ihre anfangs klug verhüllten Zwecke mißbrauchten. Wenn die Geschichte jener Zeit, etwa vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Anfang des Weltkrieges, einmal geschrieben sein wird, wird man erst erkennen, mit welch raffinierten, aber ebenso verwerflichen Mitteln ein argloses, gutmütiges Volk in eine Art Massensuggestion hineingezwungen wurde. Das traurige Resultat der Verführungs- und Wühlarbeit der nationalpolnischen Propaganda in

Oberschlesien liegt aber schon jetzt vor aller Augen: die Zerrüttung des inneren Friedens, die Vergiftung des politischen Denkens und die Vernichtung unwiederbringlicher sittlicher Werte.

Tragoedia incipit konnte man sagen, als vor einem halben Jahrhundert die ersten polnischen Agitatoren ins Land kamen, die ersten nationalpolnischen Blätter den Leuten in die Hand gedrückt wurden. Der furchtbare letzte Akt dieser Tragödie begann aber erst nach dem Weltkrieg und steht in seinem blutigen Verlauf und in seinen unseligen Folgen noch in unser aller Erinnerung. Wenn sich die Wände dieses Saales öffnen würden, würde man ganz in der Nähe die neue, blutende Grenze unserer Heimat sehen. Die Grabhügel sind noch frisch, unter denen die erschlagenen Söhne unseres Volkes liegen. Gespenstisch starren die Fördertürme und Industriewerke in die Luft, aus denen seither jedes Leben entflohen ist. Um fremder Interessen willen wurden in einem friedlichen Volk alle Dämonen der Unterwelt entfesselt. Um fremder Interessen willen haben unschuldige Menschen Unsagbares gelitten. Und um fremder Interessen willen wurde ein einheitlicher Volks- und Wirtschaftskörper roh und sinnlos zerrissen.

Die Geschichte des oberschlesischen Volkes ist in der Abstimmungszeit wahrhaftig zu einer Tragödie geworden. Und wer denkt jetzt nicht an jenes ernste Goethewort: Am Vergangenen gehen wir alle zugrunde. Niemand könnte es dem oberschlesischen Volke zum Vorwurf machen, wenn es unter der Last einer so leidvollen Geschichte müde und hoffnungslos die Arme sinken lassen würde. Aber eine solche Resignation würde der ostdeutschen Wesensart widersprechen. Wilhelm v. Humboldt hat einmal gesagt, daß es wichtiger ist, wie ein Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Das Land östlich der Elbe wäre heute nicht deutsches Land, wenn die zähen, tapferen Kolonistengeschlechter den mühsam erworbenen Boden nicht allen Schwierigkeiten und Hemmungen, allen Rückschlägen und Enttäuschungen zum Trotz behauptet hätten. Ostdeutsche Parole war immer: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. Sehen wir also den gleichen historischen Tatsachen noch einmal ins Gesicht.

Wir nannten die Zwiespältigkeit des Blutes ein bitteres Erbe. Aber kein geringerer als der geniale Literaturhistoriker Josef Nadler hat uns gezeigt, daß die Rassenmischung, wie sie im östlichen Mitteleuropa Tatsache ist, auch eine Bereicherung, eine Steigerung und Vertiefung der Volkstumskräfte bedeuten kann. Schon lange vor ihm hat Gustav Freytag die deutsch-slawische Blutmischung im gleichen positiven Sinne bewertet. Er sieht geradezu einen Vorzug darin, daß sich, wie es in einem Aufsatz

über Holtei heißt, im oberschlesischen Menschen „polnische Lebhaftigkeit und altsächsische Bedächtigkeit, gutmütige Einfalt und kalkulierender Scharfsinn, sentimentale Weichheit und reflektierende Ironie, laute Fröhlichkeit und andächtiger Ernst" zu einer reizvollen Einheit verbinden. Und ein bekannter ostdeutscher Denker unserer Tage, der Philosoph Erich Przywara, rühmt eben auf Grund der deutsch-slawischen Blutmischung „die Weite der Anpassungsmöglichkeiten und die geistige Wachheit des oberschlesischen Menschen". Die oberschlesische Volkskunde kann diese Urteile nur bestätigen. Wenn ihre Forschungsergebnisse einmal abgeschlossen vorliegen werden, dann wird man über den seelischen Reichtum und Tiefgang unseres Volkes staunen. Von der Schalkhaftigkeit der Boiki, von der Musikalität und Anmut der Volkslieder, von dem rührenden Schönheitssinn der Volkskunst bis zu dem religiösen Ernst und Tiefsinn der Märchen und Legenden, der Spruchweisheit, Sitten und Gebräuche zeigt unser Volkstum eine solche Vielgestaltigkeit, Lebendigkeit, Frische, Originalität und seelische Lauterkeit, daß man ruhig sagen kann, der oberschlesische Volksboden ist noch lange nicht ausgedorrt und erschöpft. Unser Volk gehört noch in breiten Schichten zu den naturnahen und naturtreuen, zu den vitalen Völkern, deren schöpferische und dynamische Kraft noch der Erweckung harrt.

Daß die zweite schicksalhafte Tatsache, das Hineinwachsen Oberschlesiens in den deutschen Kulturkreis, trotz aller Übergangsschwierigkeiten, in ihrer dauernden Wirkung bald zu einem unaussprechlichen Segen für unser Volk geworden ist, das braucht hier nicht erst gesagt zu werden.

Schwieriger ist es schon, im Schicksal der Industrialisierung das Positive zu sehen. Man denkt heut ja ganz allgemein skeptisch über die Errungenschaften des hochkapitalistischen Zeitalters. Die Produktionsstatistiken und steigenden Lohnziffern haben ihren Zauber längst eingebüßt. Wir fragen heut nach den bleibenden menschlichen Werten dieser Epoche. Und da ergeben sich für Oberschlesien zwei überraschende Tatsachen. Trotzdem hier der Industrialisierungsprozeß mit ungewöhnlicher Hast und Rücksichtslosigkeit vor sich ging, ist Oberschlesien dasjenige deutsche Industriegebiet, in das der soziale und politische Radikalismus am spätesten und, bis kurz vor dem Kriege, nur in ganz spärlichen Ausläufern eingedrungen ist. Und die zweite Tatsache ist zugleich die Erklärung für die erste. Gerade weil sich der Mensch so wehrlos den Mächten der Wirtschaft preisgegeben sah, klammerte er sich um so fester an den letzten Halt, der ihm in der totalen Zerstörung aller früheren Lebensformen und Traditions-

werte geblieben war, an die Religion. Für diese gehetzten und aus uralten Sicherungen gerissenen Menschen wurde der Glaube wirklich eine seelische Zuflucht, eine innere Kraftquelle und der einzige Trost. Die religiösen Wahrheiten bedeuteten für ihn buchstäblich Sinn und Inhalt seines armseligen Lebens. In der Stille der Kirchen fühlte er sich geborgen. Und so ist das Schicksal der Industrialisierung wie ein felix culpa die Ursache geworden, daß Oberschlesien ein gläubiges, betendes und opferndes Land geblieben ist. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das, volkspolitisch gesehen, ein unschätzbarer Gewinn ist. Denn ein Volk kann kulturell und auch biologisch nur dann gesund und stark bleiben, wenn in ihm Gottesfurcht und sittliche Reinheit, Opfergesinnung und Nächstenliebe, Autorität und Ehrfurcht lebendig ist:

Volk ohne Weihe vergeht.
Volk, das sich heiligt, besteht.

Doch wie sollen wir, um von dem letzten Akt der Tragödie des oberschlesischen Volkes zu sprechen, angesichts des Trümmerfeldes, das der Abstimmungskampf und die Genfer Entscheidung hinterlassen hat, den Glauben an die Zukunft in uns stärken? Von dem großen ostdeutschen Genius Herder stammt das seltsame Wort: Alle Zerstörung ist nur scheinbar. — Können wir dieses Wort nicht auch auf Oberschlesiens Schicksal anwenden? Hat nicht auch jene Katastrophe, die vor zehn Jahren über uns hereinbrach, eine reinigende Wirkung gehabt? Hat sie nicht wie eine biologische Krisis unseren Volkskörper von manchen Zersetzungsstoffen, Fieberkeimen und von heimlich schleichender Fäulnis befreit? Hat sie nicht den Irrwahn, als wolle der polnische Nationalismus die Seele unseres Volkes retten, gründlich zerstört und vor aller Welt offenbar gemacht, daß man wohl Volk sagte, aber die Gruben und Hütten meinte? Deutschland hat 1921 zwar Land, wirtschaftliche Werte und Staatsbürger verloren, aber es hat dafür Menschen, Seelen und Vertrauen gewonnen. Die Treue zu Deutschland ist gerade durch das ungeheure Unrecht, das man uns antat, diesseits und jenseits der Grenzlinie in hunderttausend vielleicht lau oder schwankend gewesenen Herzen neu belebt und vertieft worden. Und dieser innere Gewinn ist für uns die stärkste Garantie, daß mit der Genfer Entscheidung noch nicht das letzte Wort über das Schicksal Oberschlesiens gesprochen ist: Alle Zerstörung ist nur scheinbar. —

Als der 82jährige Goethe seinem Freunde Zelter den Tod des einzigen Sohnes mitteilte, schloß er seinen Brief mit dem tapferen Wort: Und so, über Gräber, vorwärts! Auch unser Weg durch die oberschlesische

Geschichte hat uns an Gräbern und Ruinen vorübergeführt. Doch wir sahen auch, wie unter den Trümmern neues, kraftvolles Leben hervordrängt. Und so wollen auch wir über Gräber vorwärts schreiten. Geschichte soll uns nach einem Wort Nietzsches ein Mittel gegen die Resignation sein. Wir wollen am Vergangenen nicht zugrunde gehen, sondern wollen aus dem Vergangenen leben, d. h. neue Kraft, neuen Mut und neue Hoffnung schöpfen. Deshalb haben wir in dieser Feierstunde die Geschichte angerufen.

Fassen wir noch einmal zusammen: Unser oberschlesisches Volk mußte lange schweigen und Schweres erdulden. Es ist erst spät und auf mühseligen Umwegen zu sich selbst gekommen. Aber in dieser langsamen, nach außen sogar rückständig scheinenden Entwicklung konnte es seine inneren Kräfte bewahren und brauchte sich nicht vorzeitig auszugeben. Es ist, volkspolitisch und geistesgeschichtlich gesehen, noch ein junges Volk, ein Volk vor Sonnenaufgang.

Was Josef Nadler von der gesamten Entwicklung des ostmitteleuropäischen Raumes feststellte, daß nämlich hier im Neusiedelland „nach langem, stillen Wachstum" plötzlich die tiefsten und ursprünglichsten Kräfte den Boden durchstoßen und dann eine „neue Zeit und ein neues Volk" reif wird, das erhoffen wir auch für unsere engere Heimat. Vielleicht braucht Deutschland noch einmal die Volkstumskräfte, seelischen Werte und sittlichen Energien, die hier in diesem letzten Winkel unseres Vaterlandes von Deutschlands ärmsten und verkanntesten Söhnen treu aufbewahrt wurden. Denn wie jede Nation im Menschheitsganzen ihre besondere Aufgabe zu erfüllen hat, so haben auch die einzelnen deutschen Stämme und Landschaften ihre besondere Mission im Leben des gesamten deutschen Volkes zu erfüllen. Der Westen, Süden und Norden unseres Vaterlandes trat früh auf den Schauplatz der allgemeinen Geschichte. Diese Altstämme haben schon vor vielen Jahrhunderten eine oft glänzende Rolle in der deutschen Geschichte und Kulturentwicklung gespielt. Auf der Bühne der großen europäischen Geschichte blieb der deutsche Osten fast immer stumm und im Hintergrund. Er wartet gewissermaßen noch auf sein Stichwort. Inzwischen aber halten wir uns bereit, eingedenk der mahnenden Worte des Schutzgeistes dieser Stadt, Josef von Eichendorff's:

> Was heut müde gehet unter,
> hebt sich morgen neu geboren.
> Manches bleibt in Nacht verloren.
> Hüte dich, bleib wach und munter!

Oberschlesien und das deutsche Schicksal

Es ist im Leben der Völker nicht viel anders wie im Leben der Einzelmenschen. Eine Familie etwa wächst erst dann zu einem unlösbaren Ganzen zusammen, wenn gemeinsame Schicksalserlebnisse, die in ihr Dasein tief einschneiden, diese Menschengruppe innerlich zusammenschmieden. Man spricht dann wohl von einer Schicksalsgemeinschaft. Auch die Glieder eines Volkskörpers bedürfen solcher sie von innen her zusammenschließender Erlebnisse. Ja, man hat mit Recht gesagt, daß von der nationalen Einheit eines Volkes erst die Rede sein kann, wenn dieses Volk große historische Schicksale gemeinsam durchlebt und durchlitten hat. —

Wir wollen von Oberschlesien und dem deutschen Schicksal sprechen. Unsere Heimat gehört zu den am weitesten vorgeschobenen Grenzmarken Deutschlands. Wie eine schmale Halbinsel erstreckt sich Schlesien und Oberschlesien nach Südosten. Von drei Seiten her wird Oberschlesien von fremdem Volkstum umbrandet. Fremde Kultureinflüsse haben sich hier mehrfach gekreuzt und ihre Spuren hinterlassen. Es mag daher die Frage berechtigt sein, ob der Stromkreis deutscher Geschichte und deutschen Schicksals auch diesen letzten Ausläufer, dieses äußerste Glied unseres Volkskörpers immer lebendig durchpulst hat. Es mag die Frage berechtigt sein, wie weit Oberschlesien an den entscheidenden deutschen Schicksalserlebnissen innerlich Anteil genommen hat.

Eine Antwort auf diese Frage kann nur die Geschichte selbst geben. Nur sie kann uns sagen, ob die Bahnen deutscher und oberschlesischer Entwicklung von dem gleichen Gesetz und Rhythmus beherrscht wurden, und ob diese historische Parallelität auch zu einer wirklichen Schicksalsgemeinschaft geführt hat. Rufen wir also die Jahrhunderte als Zeugen an! —

Schon in jener geschichtlichen Frühzeit, wo Deutschland noch kein staatliches Ganzes, sondern nur eine lose Vielfalt von germanischen Stämmen war, läßt sich jenes geheimnisvolle Gesetz der historischen Parallelität spüren. Denn in dem gleichen Augenblick, da die Germanen des 4. und 5. Jahrhunderts ihre Wanderungen nach Süden und Westen antreten, entscheidet sich auch das Schicksal Oberschlesiens. Die in Schlesien ansässigen Vandalen verlassen ebenfalls ihre Siedlungsplätze

Rundfunkvortrag 1932.

und verbluten in fernen, fremden Ländern. In die frei gewordenen Gebiete dringen später slawische Fremdlinge von Osten her ein. Ueber den ursprünglich germanischen Volksboden legt sich eine neue, wenn auch dünne Schicht. Das germanische Schicksal der Völkerwanderung hat Oberschlesien für einige Jahrhunderte zu einem slawischen Lande gemacht.

Wir überschlagen die unbeschriebenen Blätter der Geschichte jenes Zeitraumes von der slawischen Invasion bis an die Schwelle des zweiten Jahrtausends. Das mittelalterliche deutsche Kaisertum steht etwa um 1150 auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung. In diese Zeit fällt die zweite entscheidende Schicksalswende oberschlesischer Geschichte. Sie ist mit dem Namen eines der größten deutschen Kaiser, Friedrich Barbarossas, verknüpft. Ihm verdankt es der schlesische Osten, daß er 1163 eigene und vom polnischen Oberlehensstaat fast selbständige Herzöge erhält. Schlesien hebt sich aus dem polnischen Gesamtreich heraus und wird ein Land eigener politischer Prägung. Der Glanz mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit hat zum ersten Male das Dunkel unseres eigenen geschichtlichen Daseins erhellt.

Bald wird die Schicksalsverbundenheit zwischen Deutschland und dem schlesischen Osten noch deutlicher sichtbar. Das Aufblühen der mittelalterlichen Kultur und Wirtschaft im 13. und 14. Jahrhundert hat ein starkes Anwachsen der Bevölkerungszahl in West- und Mitteldeutschland zur Folge gehabt. Es fehlt dort an Land für die nachgeborenen Bauernsöhne. Der Osten aber ist seit Jahrhunderten menschenleer und wirtschaftlich noch unerschlossen. Und so ergibt es sich fast von selbst, daß die überschüssigen Kräfte mit ihrer Unternehmungslust und mit ihren fortgeschrittenen Wirtschaftsmethoden nach Osten abwandern und durch ihre kolonisatorische Tätigkeit die slawisch gewordenen Ostgebiete dem Deutschtum wieder zurückgewinnen. Das bevölkerungspolitische Schicksal Deutschlands ist so zum nationalpolitischen Schicksal Oberschlesiens geworden.

Als ergreifendes Symbol für diese nationale Schicksalsgemeinschaft wird das Jahr 1241 in unserem Bewußtsein fortleben. Damals branden die wilden Horden des tartarischen Dschingis-Khan gegen die östlichen Grenzen Deutschlands. Dem deutschen Volk und seiner Kultur droht Untergang und Zerstörung. Da stellen sich auf der Walstatt bei Liegnitz die schlesischen Ritter mit den deutschen Siedlern und slawischen Bauern dem furchtbaren Feinde entgegen und zwingen ihn zur Umkehr. Unter den Gefallenen ist auch ihr Führer Herzog

Heinrich II., der Sohn eines piastischen Vaters und einer süddeutschen Mutter, der hl. Hedwig. Das östliche Kolonialland hat dem deutschen Mutterland zum ersten Male seine Dankesschuld abgetragen. Es hat die deutsche Kultur vor der Vernichtung durch asiatische Mordbrenner bewahrt.

Das Mutterland wiederum hat sich für diese Tat in der großzügigsten Weise dankbar erwiesen. Alles, was Schlesien an wertvollem Gut in der mittelalterlichen Baukunst, Malerei, Plastik usw. aufzuweisen hat, ist im Grunde nur ein Abglanz der Kunst des deutschen Hoch- und Spätmittelalters. Mögen diese Werke zum großen Teil auch von heimischen Meistern geschaffen worden sein, ohne die hohe künstlerische Kultur des deutschen Südens und Westens ist unser heimisches Kunstschaffen gar nicht zu denken. Das gleiche gilt auch für die geistige Kultur, für das Rechtsleben, für das Zunftwesen, für die Bildungsarbeit und für das kirchliche Leben. Auf allen diesen Gebieten hat der Osten vom übrigen Deutschland die entscheidenden Anregungen und die maßgebenden Vorbilder erhalten.

Schicksalsgemeinschaft umschließt Glück und Not in gleicher Weise. Auch die leidvollen Zeiten der deutschen Geschichte warfen ihre dunklen Schatten über die östlichen Grenzmarken. Als der tschechische Radikalismus im 15. Jahrhundert seine Angriffe gegen die deutsche Kultur richtete, da mußte auch unsere Heimat spüren, daß sie ein Glied des deutschen Gesamtkörpers war. Auch Oberschlesien hatte unter den Hussiten schwer zu leiden. Und ebenso wirkten die inneren Erschütterungen, die die Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts verursachten, bis in die Städte und Dörfer unserer östlichen Heimat zurück. Vor allem aber wurde das Schicksal Deutschlands in den entsetzlichen Zeiten des 30jährigen Krieges unser eigenes Schicksal. Immer wieder brandeten die Wogen dieses größten deutschen Krieges über Oberschlesien hinweg.

Mit dem westfälischen Frieden vom Jahre 1648 wendet sich das deutsche Schicksal. Es folgt ein Jahrhundert ungestörten Blühens der geistigen und künstlerischen Kultur. Wir stehen im Zeitalter des Barock, dessen unerhörte Form- und Leuchtkraft selbst noch die Melancholie unserer oberschlesischen Städte mit ihrem Glanz und ihrer Heiterkeit durchstrahlt. Da überrascht uns heut noch die lichte Schönheit mancher Kirchen und Schloßbauten. Noch heut erfreut uns die Anmut mancher Bürgerhäuser aus dieser Bauperiode. Und wer hat nicht selbst in jenen idyllischen Städtchen zwischen Oder und Sudeten den behaglichen Lebensstil und die altösterreichische Gemütlichkeit wohltuend

empfunden. Das alles sind noch Überreste von dem köstlichen Erbe der deutschen Barockkultur.

Mit dem Ende dieser Epoche beginnt auch für Oberschlesien ein neuer historischer Lebensabschnitt. Die bewegenden Kräfte der deutschen Geschichte rücken immer mehr nach Norden und konzentrieren sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab in der werdenden Großmacht Preußen. Gleich im Anfang dieser Entwicklung knüpft sich das Schicksal Oberschlesiens an das Schicksal des energisch aufstrebenden preußischen Staates. Seit der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich dem Großen zeichnet sich die Kurve der preußischen Entwicklung fast haargenau in der Entwicklung seiner südöstlichsten Provinz ab. Die friderizianischen Kriege machen Oberschlesien zur Waffenschmiede Preußens. Die großen Leistungen Preußens auf dem Gebiete der Verwaltung und des Schulwesens haben sich in keiner anderen Landschaft so segensreich ausgewirkt wie in Oberschlesien. Auch in den trostlosen landwirtschaftlichen Besitzverhältnissen erweist sich die ordnende Kraft des neuen Staates. Vor allem aber wird der sich selbst mißtrauende oberschlesische Bürger durch die Steinsche Reformgesetzgebung zum politischen Selbstbewußtsein erzogen. Das heutige Oberschlesien ist ohne den formenden und erzieherischen Einfluß des preußischen Staates garnicht zu denken.

In der wirtschaftlichen Entwicklung Oberschlesiens offenbart sich das Gesetz der Parallelität zu der allgemeinen deutschen Wirtschaftsentwicklung am deutlichsten, aber zugleich auch am folgenschwersten. Schon von den Zeiten des Mittelalters an ist die wirtschaftliche Erschließung Oberschlesiens ein Werk deutscher Fachleute. Die Anfänge der Industrialisierung Oberschlesiens im endenden 18. Jahrhundert gehen auf deutsche Anregung und Vorbilder zurück. Die Epoche des Hochkapitalismus, in die Deutschland etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts eintritt, hat sich positiv und negativ in keiner anderen Landschaft so intensiv ausgewirkt wie in Oberschlesien. Oberschlesien wird rasch das zweitgrößte deutsche Industrierevier. Alle Phasen des allgemeinen Industrialisierungsprozesses spiegeln sich mit gesteigerter Schärfe in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Oberschlesiens wieder. Was sich damals in West- und Mitteldeutschland vollzog, vollzog sich nur noch mit größerer Hast und Planlosigkeit auch hier: die Menschenmassen ballen sich in den aufschießenden Städten zusammen, das Geld rollt unheimlich leicht und schnell durch die Hände, die Unterschiede zwischen arm und reich klaffen breit und unversöhnlich.

Bedenkt man, daß zu diesen sozialen Spannungen noch die seelische Vergiftung unseres Volkes durch fremdnationale Agitatoren kam, so darf man sich nicht wundern, wenn gerade hier in Oberschlesien die Weltkriegskatastrophe zu den furchtbarsten Konsequenzen führte. Die Mächte, die durch das Versailler Diktat Deutschland verstümmeln und für immer wehrlos machen wollten, sahen in dem wirtschaftlich so wertvollen Oberschlesien das geeignete Objekt, um ihre dunklen Pläne zu verwirklichen. Man wußte, jede Wunde am Körper Oberschlesiens konnte zur Todeswunde für Deutschland werden. Wenn man Oberschlesien tödlich traf, verwundete man auch Deutschland am schwersten. Oberschlesien mußte sozusagen stellvertretend für Deutschland leiden. Was man Gesamtdeutschland zugedacht hatte, die totale Vernichtung der wirtschaftlichen Kraft, das vollzog sich 1921 tatsächlich an Oberschlesien: Die Nerven des Wirtschaftslebens wurden zerschnitten, und der Volkskörper selbst wurde auseinandergerissen. Und so hat die letzte und größte deutsche Schicksalswende, die Weltkriegskatastrophe, auf keine andere deutsche Landschaft so zerstörend zurückgewirkt wie auf diesen östlichen Winkel des Reiches.

Aber noch in einer anderen Beziehung offenbarte sich damals die leidvolle Gemeinsamkeit deutschen und oberschlesischen Schicksals. Was nach dem Zusammenbruch an bösen Instinkten in Deutschland aufbrodelte und sich hier und da in revolutionären Zuckungen entlud, das verdichtete sich auf dem unterwühlten und vulkanischen Boden Oberschlesiens zu den furchtbarsten Bruderkämpfen, die unser Volk jemals durchlebt hat. Hatten schon in den Jahren vor dem Weltkrieg polnische Agitatoren die soziale Unzufriedenheit dazu mißbraucht, um das arglose oberschlesische Volk in seinem nationalen Denken zu verwirren und zu verführen, so drangen nach dem Krieg ganze Scharen fremder Sendlinge aus Galizien und Posen in Oberschlesien ein und hetzten das durch die wirtschaftliche Not zermürbte und politisch erregte Volk zu blutigen Kämpfen auf. Dreimal überbrandeten und zerwühlten in den Jahren 1919—1921 die Wogen des Aufstandes unsere arme Heimat. Es war, als hätten sich die Abgründe der Hölle geöffnet, um Glück und Frieden eines braven, gutmütigen und gottesfürchtigen Volkes für immer zu vernichten. Deutschland aber mußte dem Untergang seiner blühendsten Wirtschaftsprovinz ohnmächtig zusehen, weil ihm durch den Versailler Vertrag die Hände gebunden waren.

Aber gerade in diesen unsagbar schweren Jahren trat es ergreifend zu Tage, daß Deutschlands letzte und ärmste Söhne auch seine treuesten

waren. Man braucht sich nur einmal die Situation von 1921 klar zu machen: auf der einen Seite das besiegte Deutschland ohnmächtig am Boden liegend, von inneren Fieberkrämpfen durchschüttelt, in seiner wirtschaftlichen Kraft gebrochen, gewissermaßen ein Land ohne Hoffnung. Auf der anderen Seite steigt das verjüngte Polen empor, von mächtigen Freunden gefördert, durchglüht von nationaler Begeisterung, ein Land der Zukunft. Für dieses strahlende und lockende Bild wirbt in Oberschlesien ein Heer von geschickten Agitatoren. Mußte es diesen einfachen, schwergeplagten Arbeitern und Häuslern nicht scheinen, als erwarte sie in Polen ein Paradies, in dem alle ihre verschwiegenen Wünsche und Träume in Erfüllung gehen würden? Ein kleiner weißer Zettel mit dem einzigen Wörtlein Polen brauchte nur in die Urne gelegt zu werden, und die Pforte zum Wunderland öffnete sich von selber. Mußten nicht, so könnte man denken, 90 und 95 Prozent diesen bequemen Weg ins polnische Paradies gehen? In Wirklichkeit haben am 20. März 1921 noch nicht einmal 40 Prozent irregeleiteter und durch ein wahres Trommelfeuer von Propaganda seelisch zermürbter Menschen diesen Weg gewählt. Die überwiegende Mehrzahl bewahrte Deutschland die Treue, nicht nur mit dem Stimmzettel, sondern auch mit ihrem eigenen Blute, mit dem Opfer ihres eigenen Leben. Hätten sich damals Hunderte und Tausende für Deutschland mißhandeln und zu Tode martern lassen, wenn ihnen Deutschland nicht wirklich die Heimat ihres Herzens gewesen wäre? Niemals ist die Schicksalsgemeinschaft zwischen Oberschlesien und Deutschland erschütternder zum Ausdruck gekommen als in dem Treuebekenntnis des oberschlesischen Volkes zu dem besiegten, niedergetretenen deutschen Vaterlande.

Man kann es daher kaum verstehen, daß in Aufsätzen und Büchern nichtdeutscher Autoren noch immer von der „polnischen Erde" Oberschlesiens und von der „slawischen Seele" des oberschlesischen Volkes gesprochen wird. Wir ehren jedes wurzelechte fremde Volkstum, und wir haben Achtung vor den historischen Großtaten jedes fremden Volkes. Aber wir müssen als gewissenhafte Historiker zwischen geschichtlichen Tatsachen und ihrer romantischen Verklärung scharf unterscheiden. Es ist begreiflich, daß junge, aufstrebende Nationalstaaten den Begriff ihres Volkstums und ihrer Kultur möglichst weit über die tatsächlichen Grenzen auszudehnen versuchen. Auch die Legende von der polnischen Seele Oberschlesiens gehört zu diesen romantischen Übersteigerungen und ist überdies allerjüngsten Datums. Die ernste polnische Wissenschaft hat noch fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch jeden Anspruch Polens auf

Oberschlesien abgelehnt. Wäre Oberschlesien wirklich polnisches Land, und hätte unser Volk wirklich eine polnische Seele, dann hätte sich diese innere, schicksalshafte Verbundenheit unbedingt in jenen tiefaufgewühlten Zeiten offenbaren müssen, da Polen im 19. Jahrhundert mehrfach den heroischen Versuch machte, die Fesseln des russischen Zarismus abzuwerfen und wieder ein freies Volk in einem eigenen Staate zu werden. Aber weder in den polnischen Aufständen der Jahre 1830/31 noch 1846 und 1848, noch 1862/63 sprang ein Funken der nationalen Begeisterung nach dem nahen Oberschlesien über. Kein oberschlesischer Mann oder Jüngling wurde von der nationalpolnischen Freiheitsbewegung damals mitgerissen. Es war, als spiele sich das alles in einer fremden Welt ab. Polen blieb auch in jenen für sein nationales Schicksal so entscheidenden Jahren den Oberschlesiern eine ferne, fremde Welt, jenes „unheimliche Land", wie es der junge Gustav Freytag empfand, als er von den Pitschener Höhen nach den schwarzen Wäldern Polens hinüberblickte.

Lagarde hat einmal gesagt: Ein Volk können sich nur die nennen, die gemeinsame Not empfinden und tragen. Oberschlesien hat durch sechs Jahrhunderte hindurch mit Deutschland Glück und Not geteilt. Sechs Jahrhunderte gemeinsamen Erlebens haben Deutschland und Oberschlesien zu einer so innigen Schicksalsgemeinschaft zusammengefügt, daß keine irdische Macht dieses Band jemals lösen kann.

Zum Wesensbild des ostdeutschen Menschen

Zwischen dem Westen und dem Osten Deutschlands liegen nicht nur Meilen, sondern auch Jahrhunderte. Räumliche Entfernungen lassen sich heut leicht überwinden. Aber jene Klüfte, die der Unterschied der Epochen und Kulturen aufgerissen hat, können nur durch ein tiefes menschliches und historisches Verstehen allmählich überbrückt werden.

Manchmal sieht es so aus, als gäbe es auch zwischen dem deutschen Osten und Westen eine Art Mainlinie. Sie wird spürbar in jenen Untertönen, die mitunter unbewußt mitschwingen, wenn der Westdeutsche über den Osten und der Ostdeutsche über den Westen spricht. Solange es sich nur um den Ausdruck eines Andersseins handelt, wird man solche kritischen Urteile nicht weiter tragisch nehmen. Ja, es ist durchaus zu verstehen, wenn die anderen deutschen Landschaften mit dem Gefühl einer gewissen Überlegenheit auf den Osten blicken. Denn tatsächlich ist der deutsche Osten jahrhundertelang der Empfangende gewesen. Tatsächlich haben ungezählte Bauern und Bürger, Ritter und Priester aus West-, Nord-, Süd- und Mitteldeutschland Heimat und Sicherheit für den Osten geopfert. Um des Ostens willen hat das deutsche Volk die größte Leistung vollbracht, deren es sich in seiner ganzen Geschichte rühmen kann: die Besiedlung des Ostens. Und noch heut dauert das Einströmen wertvoller Menschen, neuer Ideen und fruchtbarer Anregungen vom Mutterland in das Neusiedelland an. Wir Ostdeutschen erkennen gern die Großzügigkeit, die Energie und die Organisationstalente des Westens an. Wir beugen uns vor den Leistungen der älteren deutschen Kulturlandschaften, obwohl wir wissen, daß kein geringerer als Josef Nadler festgestellt hat, daß vieles von dem, was die deutschen Altstämme in früheren Jahrhunderten dem Osten geschenkt haben, nach geheimnisvoller Verwandlung in späteren Zeiten als kostbare Kulturwerte und -kräfte ins Mutterland wieder zurückgeströmt sind.

Angesichts dieser wundervollen Ökonomie im volkstumhaften und kulturellen Leben unseres Vaterlandes gäbe es nichts Törichteres, als wenn die einzelnen deutschen Stämme sich gegenseitig ihr Soll und Haben vorrechnen wollten. Stämme und Landschaften sollen sich nicht wie konkurrenzsüchtige Händler argwöhnisch gegenüberstehen, sondern sie müssen

---

Rhein-Mainische Volkszeitung 1932.

zusammenstehen in der Mitarbeit auf das eine große Ziel hin, das Deutschland heißt.

Um dieses einen Zieles willen müssen wir einander verstehen lernen, auch in unseren Unvollkommenheiten und Fehlern.

Wir Menschen des Ostens wissen nur zu gut, daß unser Wesen manche Dunkelheiten und Dissonanzen birgt. Es ist wahrhaftig nicht leicht auf eine glatte Formel zu bringen. Zu verschiedene Blutströme haben sich hier gemischt — Nadler spricht von einem Blutchaos —, zu viele fremde Kultureinflüsse haben sich auf dieser Grenzscheide zwischen Abendland und Orient gekreuzt, zu oft und zu jäh haben sich auf diesem hart umkämpften Kolonialboden die Formen von Staat und Gesellschaft gewandelt. Der Mensch als Produkt dieser Entwicklung trägt ein schweres Erbe in seinem Blut. Er muß qualvoller mit sich selbst ringen als die anderen Deutschen, die nicht in so verschiedenem Erdreich wurzeln. Es ist oft etwas Unruhiges, Zwiespältiges, Unbefriedigtes in seinem Wesen. Die Geister zweier Kulturen kämpfen noch immer in seiner Seele, und dieses Ringen läßt den ostdeutschen Menschen nur selten zu jener inneren Sicherheit, Klarheit, Ruhe und Harmonie kommen, die uns die Rätsel des Daseins leichter tragen läßt. Walther Harich hat ganz recht, wenn er in seinem Buche „Das Ostproblem" sagt, daß man „Erscheinungen von solcher Lichtklarheit wie Wolfram, Goethe und Mozart vergeblich im Osten suchen wird". Gestalten wie die Schlesier Jakob Böhme und Christian Günther oder die Ostpreußen Haman und Zacharias Werner verkörpern in einer gewissen Übersteigerung das ostdeutsche Wesen. Aber selbst in jenen Ostdeutschen, die, wie z. B. Angelus Silesius und Herder, über die landschaftlichen Bedingtheiten hinausgewachsen und zu Repräsentanten des deutschen Geistes geworden sind, klingen noch immer, wenn man genauer hinhorcht, gewisse gebrochene Töne durch, offenbart sich das Schwere, Dunkelgetönte, Rätselhafte in den Tiefen ihrer Seele. Bis in die Schichten des einfachen Volkes hinunter ziehen sich diese Zwiespälte. Wenn etwa Gustav Freytag das Wesen der Schlesier schildert, so geschieht das in lauter gegensätzlichen Begriffen: „Eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt . . . und doch mit nüchternem Urteil."

Man könnte ähnliche Antinomien, wenn auch in anderer Schattierung, bei allen ostdeutschen Landschaften aufzeigen. Ich möchte hier nur

von Oberschlesien sprechen, weil ich das Land und seine Menschen am besten kenne. Das oberschlesische Volkstum ist dreifach geschichtet: der germanische Untergrund der Frühzeit, dann eine dünne slawische Schicht, die sich nach der Völkerwanderung in den von den germanischen Vandalen verlassenen Gebieten bildete, und schließlich die deutsche Besiedlung und kulturelle Durchdringung vom 13. Jahrhundert an bis zur Gegenwart. Politisch wechselte die Herrschaft von den polnischen Königen im 10. und 11. Jahrhundert zu eigenen piastischen Herzögen, von da zu den Königen von Böhmen, um im Anfang des 16. Jahrhunderts zu den Habsburgern und in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu den preußischen Königen überzugehen. Dreifach ist auch das Gesicht der Landschaft. Das Schweigen der Wälder geht fast unvermittelt über in die Unrast des zweitgrößten deutschen Industriereviers, und wieder wechselt das Dunkelgrau der Halden und Bruchfelder über in das satte Grün der Wiesen und Felder, die im Süden und Westen sich bis zum Fuße der blauen Sudetenberge erstrecken. Riesige Latifundien neben zwerghaften Bauernhöfen auf der rechten Oderuferseite, auf der linken fast ausschließlich große, wohlhabende Bauerndörfer. Im Bild der oberschlesischen Städte die gleichen Kontraste: die stillen, scheuen Kleinstädte auf der rechten Oderuferseite, die in amerikanischer Hast aufgeschossenen Industrieorte und am Rande der Sudeten wieder die anmutigen, von altösterreichischer Behaglichkeit durchsonnten deutschen Städtchen mit ihrem Mittelpunkt, der prächtigen Bischofsresidenz Neisse. Sieht man sich die Sprachenkarte Oberschlesiens an, so hat man das gleiche kontrastreiche Bild. Der Süden und Westen ist rein deutschsprachig. In den übrigen Teilen sind die Städte ebenfalls rein deutsch. In den Dörfern und in den Industrieorten spricht man noch jenes aus deutschen und slawischen Elementen gemischte Idiom, das wir gewöhnlich als Wasserpolnisch bezeichnen. Und wie verschieden sind schließlich die Menschentypen in diesem Lande. Der in armseligen Verhältnissen lebende Kleinbauer oder Häusler aus den nördlichen Walddörfern hat kaum noch etwas gemein mit dem freien, selbstbewußten Bauern aus den rein deutschen Dörfern der Neisser oder Leobschützer Gegend. Und wie fremdartig wirkt neben beiden Typen der Arbeiter aus dem Industrierevier, der vor einem Menschenalter ebenfalls noch Bauer war.

Aber auch in den oberschlesischen Menschen selbst wirkt sich eine Welt von Gegensätzen aus. Auf der einen Seite der ergreifende Ernst des religiösen Empfindens, auf der anderen Seite die hohen Ziffern in der Kriminalistik und im Alkoholkonsum. Mit einem seltenen Sinn für das My-

stische und Übersinnliche verbindet sich eine elementare Freude am Dasein, eine ungewöhnliche Lebenszähigkeit, ja, ein Lebenshunger. Der in seiner Haltung und in seinem sprachlichen Ausdruck oft so ungelenk wirkende Arbeiter und Bauer offenbart, wenn er sich erst aufschließt, eine erstaunliche Lebensklugheit und geistige Aufnahmefähigkeit. Diese Menschen, die in den Dominialdörfern in armseligen Hütten und in den Industrieorten in lieblos hingebauten Mietskasernen wohnen, haben sich eine fast unbegreifliche Freude an allem Schönen, Bunten und Klingenden bewahrt. Die Fülle der Volkslieder, die noch heut gesungen werden, der Märchen, Legenden und scherzhaften Erzählungen, der sog. Boiki, ist außerordentlich groß. Überraschend groß ist auch die Spielfreudigkeit und Spielgewandtheit gerade im einfachen Volke. Mag ein Dorf noch so arm sein, für den Schmuck seines Kirchleins gibt es das Letzte her. Auch ihre niedrigen Stuben schmücken selbst die ärmsten Leute fast überreich mit bunten Heiligenbildern. Mit einer rührenden Treue hängt das oberschlesische Volk an seinen tiefsinnigen Sitten und Gebräuchen, die das kirchliche und bürgerliche Jahr mit ihrem verklärendem Zauber durchziehen. Nirgends sah ich die Menschen mit einer solchen Ehrfurcht und, ich möchte sagen, liturgischen Würde und Feierlichkeit in ihren Gotteshäusern sich bewegen. Als der edle Kardinal von Diepenbrock zum erstenmale auf dem hl. Berge Oberschlesiens, dem St. Annaberge, war und vom Fenster des Franziskanerklosters aus die ungezählten Scharen die Nächte hindurch beten und singen sah, da wollte er einen Finger seiner Hand dafür geben, wenn er mit diesem Volke gemeinsam beten und singen könnte.

Wer je einmal die ganze Trostlosigkeit des oberschlesischen Industriereviers kennengelernt hat, wo in verrußten, zum Teil menschenunwürdigen Häusern und in erschreckend häßlichen Industriedörfern riesige Menschenmassen zusammengepfercht wurden — nach dem Krieg hat sich vieles zum Besseren gewandelt —, der kann es nicht begreifen, daß Oberschlesien nicht schon lange vor dem Weltkrieg zum gefährlichsten Brandherd des sozialen und politischen Radikalismus geworden ist. Dieses Volk hat in den früheren Jahrzehnten wahrhaftig wenig Liebe erfahren, weder von seinem Staat noch von seinen Arbeitgebern. Oberschlesien galt lange Zeit hindurch als eine Art Kolonie, wohin man strafversetzt wurde oder wo man rasch reich werden konnte. Und trotzdem hatten diese einfachen Arbeiter und Bauern eine unerschütterliche Ehrfurcht vor der Obrigkeit, sie waren stolz auf ihre Militärzeit und hingen mit kindlicher Treue an ihrem König. Der Sozialismus hat in Oberschlesien erst sehr spät und

nur hie und da Fuß fassen können. Trotz der drückenden sozialen Verhältnisse, trotz mancher psychologisch falschen politischen Maßnahme konnte man im oberschlesischen Volke der Vorkriegszeit immer wieder jene Züge beobachten, die zu den kostbaren Eigenschaften des homo religiosus gehören: Ehrfurcht, Herzenshöflichkeit, Opfersinn, Dankbarkeit und Güte. Selbst die hohen preußischen Verwaltungsbeamten, die vom Reiche her in dieses ihnen so fremde und vielleicht auch unsympathische Oberschlesien kamen, mußten nach einiger Zeit, ähnlich wie etwa der frühere Regierungspräsident Holtz, die „religiöse Gesinnung, die Anspruchslosigkeit, den Fleiß, die Gutmütigkeit und nicht minder die geistige Begabung des oberschlesischen Volkes voll anerkennen".

Wie aber ist es dann zu erklären, daß der Abstimmungskampf in diesem gutmütigen und religiösen Volke mit so grausamer Heftigkeit geführt wurde, und daß schließlich fast 40 Prozent dieses vorbildlich staatstreuen Volkes für Polen stimmte? Auch diese Frage und ihre Beantwortung gehört zum Wesensbild des ostdeutschen Menschen. Man kann die Haltung der oberschlesischen Bevölkerung in dieser furchtbaren Krisis der ganzen oberschlesischen Geschichte nur verstehen, wenn man weiß, mit welch raffinierten psychologischen Mitteln die nationalpolnische Propaganda schon seit drei Jahrzehnten den Boden vorbereitet hatte. Die seelische Verwaistheit, die sozialen Mißstände und Ungerechtigkeiten, die politischen Mißgriffe, die wirtschaftliche Not, die ganze Trostlosigkeit der Lebensverhältnisse, die allgemeine Ratlosigkeit und Hilflosigkeit dieser sich schon durch ihre ungelenke Sprache unsicher und bedroht fühlenden Menschen, all das wurde ungemein geschickt dazu ausgenutzt, um der Bevölkerung zu suggerieren, daß sie nur Stiefkinder Deutschlands, nur eine Art Bürger zweiter Klasse seien. Durch eine dem religiösen Denken des oberschlesischen Volkes klug angepaßte Presse, durch unzählige volkstümlich geschriebene Broschüren, in allen Versammlungen, in kleinen Zirkeln, in Vereinssitzungen usw. wurde dem leichtgläubigen Volke schon viele Jahre vor dem Krieg immer wieder eingeredet, daß es von den eingewanderten deutschen Beamten und Industrieherren keine Besserung seiner gedrückten Lage zu erwarten habe. Als dann vier lange Kriegsjahre die oberschlesische Bevölkerung in den Schützengräben und daheim seelisch zermürbten und aus den Fugen hoben, als das unglückliche Kriegsende aus Deutschland ein Land der Hoffnungslosigkeit, der inneren Zerrissenheit machte, da hatten es die polnischen Agitatoren leicht, den weder aus noch ein wissenden Menschen das neu erstandene Polen als das Land der Zukunft, der wirtschaftlichen Besserstellung, der bürger-

lichen und religiösen Gleichberechtigung mit der ganzen glühenden Beredsamkeit der Slawen hinzustellen. Diese armen, vertrauensseligen Arbeiter, Kleinbauern und Häusler stimmten für Polen nicht aus nationalen Gründen — fast sechs Jahrhunderte lang hatte Oberschlesien mit Polen weder einen äußeren staatlichen Zusammenhang noch irgendwelche innere Bindungen —, sondern weil ihnen die Agitatoren versprochen hatten, daß in Polen jeder ein Stück eigenes Land und eine Kuh im Stalle haben werde.

Es ist eine der ungeheuerlichsten Täuschungen der Weltgeschichte, wenn behauptet wird, daß die am 20. März 1921 für Polen abgegebenen Stimmen der elementare Ausdruck einer nationalen Willenserklärung des oberschlesischen Volkes seien. Jenen Arbeitern, Häuslern und Kleinbauern, jenen geplagten Frauen und Müttern, die für Polen stimmten, ging es wahrhaftig nicht um die nationalpolnische Idee, um die Wünsche, Sehnsüchte und Hoffnungen des polnischen Volksgeistes, sondern es ging ihnen in diesen furchtbaren Nachkriegsjahren, da Deutschland fast nur ein Trümmerfeld war, da alles rings ins Wanken kam und das politische Denken nicht nur des einfachen Mannes sich verwirrte, um ihre eigene Existenz, um das bißchen Glück, das jede Kreatur vom Leben erhofft.

Wir wollen die unter einem Trommelfeuer von Propaganda ratlos gewordenen Menschen keineswegs entschuldigen. Wir wollen nur ihre Lage psychologisch verständlich machen und dadurch dem verhängnisvollen Irrtum entgegentreten, als hätte der polnische Stimmzettel irgendetwas mit der nationalen Gesinnung der Oberschlesier zu tun. Der polnische Stimmzettel ist ein soziales Dokument und eine Art Quittung für manchen Mißgriff der Vorkriegszeit. Man braucht nur einen Blick auf die Abstimmungskarte zu werfen. Für Polen stimmten fast ausschließlich die am schlechtesten gestellten Schichten der Industriearbeiterschaft und die ländliche Bevölkerung in den wirtschaftlich gedrücktesten Gegenden. Es war auch nicht so, als hätten etwa alle Oberschlesier mit polnischer Muttersprache für Polen gestimmt. Es haben nachweislich Hunderttausende polnischsprechender Oberschlesier für Deutschland gestimmt. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß die polnische Sprache in Oberschlesien niemals Träger einer nationalpolnischen Gesinnung war. Die ganze Verworrenheit der Situation erhellt am deutlichsten aus der Tatsache, daß in der gleichen Familie die Eltern anders stimmten als Kinder, der Bruder anders als die Schwester. Und wie oft standen sich in den Abstimmungskämpfen Vater und Sohn, Bruder und Bruder

4*

haßerfüllt gegenüber! Unter den um ihrer Treue zu Deutschland willen Gemarterten und Erschlagenen gab es viele, die die deutsche Sprache nur mühsam beherrschten.

Wir mußten bei der oberschlesischen Abstimmung länger verweilen, weil gerade an dem Schicksal Oberschlesiens sich die Tragik Ostdeutschlands und des ostdeutschen Menschen am schmerzvollsten offenbart. Tragisch waren schon die Anfänge der Geschichte Ostdeutschlands. Tragisch war in vielen Beziehungen ihr Verlauf, und ihr vorläufiges Ende sind die tödlichen Wirkungen des Versailler Diktats. Tragisch war aber auch zu allen Zeiten das Schicksal des ostdeutschen Menschen, der in seiner Seele mehr als die anderen Deutschen mit den dunklen Mächten des Blutes zu ringen hatte, die immer wieder zur Gestaltlosigkeit, zur Passivität, zu Überschwang und Phantastik und zu einer gefährlichen Irrationalität hindrängen möchten. Aber aus diesem Ringen kommen auch die neuen Werdekräfte, die Kräfte der Wiedergeburt, die schöpferischen Anregungen des Ostens, die zusammen mit dem „ruhigen Beharren im alten Erbe", das Walter Harich als typisch für den Westen ansieht, die beiden Seiten des deutschen Wesens bilden.

Das deutsche Volk stellt, geschichtlich gesehen, einen Doppelblock dar, erwachsen aus deutsch-römischer und deutsch-slawischer Zweiheit. Mag der Osten auch mehrere Jahrhunderte später in den Blutkreislauf der deutschen und abendländischen Kultur eingeschaltet worden sein, und mögen deshalb die bisherigen Leistungen Ostdeutschlands geringer bewertet werden, so besteht doch das Wort Nadler zu Recht, daß der Osten „heute der Prüfstein für den politischen Verstand, für die geschichtliche Reife und für die Fähigkeit der Deutschen zu einem großen, das Verderben der Zukunft bannenden Wurfe ist".

Gustav Freytag als Oberschlesier

An seinem 77. Geburtstag erhielt Gustav Freytag auch einen Brief aus seiner Vaterstadt Kreuzburg. Das dortige Postamt bat den greisen Dichter um einen Spruch, der auf den Briefkästen seiner Heimatstadt angebracht werden sollte. Als Freytag dies seinem Freunde Admiral v. Stosch mitteilte, fügte er hinzu: „Größeres hätte mir nicht solche Freude gemacht."

Man hat manchmal geglaubt, Gustav Freytag hätte sich seiner ostdeutschen Heimat innerlich entfremdet. Es ist ja wahr, von seinem 30. Lebensjahre an bis zu seinem Tode lebte der Dichter ununterbrochen in Mittel- und Westdeutschland. Nur ganz selten ist er nach Schlesien gekommen, und seine Kreuzburger Landsleute haben es ihm fast übel genommen, daß er bei einer solchen Gelegenheit seiner Vaterstadt nur einen ganz kurzen Besuch abgestattet hat.

Aber das alles sind äußerliche Dinge. In Wirklichkeit ist diesem Manne bis zu seinem Tode der schlesische Osten die Heimat seines Geistes und seiner Seele geblieben. Sein dichterisches Lebenswerk ist ganz in die Atmosphäre östlicher Landschaft getaucht. Und wenn wir Freytags Briefe durchsehen, klingt es manchmal wie ein Heimwehruf auf. „Schlesien habe ich — so schreibt er z. B. einmal als 70jähriger — nur im Fluge gesehen ... die Sprache klang mir wie eine Melodie aus der Kinderzeit." Als fast 80jähriger gedenkt er des Jubiläums des Oelser Gymnasiums; „wo ich in Lehre war". Ja, er war, wie es in einem Briefe aus dem Jahre 1868 heißt, stolz darauf, ein Schlesier zu sein. „Daß ich von der Grenze bin, daß ich ein freier Mann werden konnte, und daß ich mit patriotischem Stolz aufgewachsen bin, das ist der Regulator meines Lebens geworden". In einer Besprechung der Holteischen Romane klagt er, daß man „das schöne Grenzland gegen Polen in dem übrigen Deutschland gar wenig kenne". Doch das ergreifendste Zeugnis für Freytags Anhänglichkeit an die alte Heimat wird immer das zweite Kapitel seiner Erinnerungen bleiben. Dieses Kapitel, das mit den Worten anhebt „Liebe alte Stadt", ist von einer seelischen Innigkeit und klingenden Melodik wie das schönste Liebeslied. Selten hat uns ein deutscher Dichter das Bild seiner Heimatstadt mit so zarter Hand, mit so leuchtenden Farben, mit so schmerzlicher Sehnsucht nach

Rundfunkvortrag 1932.

dem Entschwundenen gezeichnet wie der greise Freytag das Bild des kleinen, stillen Grenzstädtchens Kreuzburg. Schon im Jahr vorher hatte er dem Kreuzburger Bürgermeister Müller geschrieben: „Die Schicksale meiner lieben Vaterstadt verfolge ich in der Ferne mit großem Anteil, oft sind meine Gedanken und immer meine guten Wünsche bei der Heimat."

Aber selbst wenn alle diese direkten Äußerungen Freytags, die wir soeben seinen Briefen entnommen haben, nicht vorliegen würden, aus seinem Werk, aus seiner ganzen Art, Menschen und Dinge zu sehen und zu gestalten, würde immer der ostdeutsche Mensch sprechen. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß jedes echte künstlerische Werk irgendwie Bekenntnis ist, d. h. Ausdruck des Wesens und Spiegelung der Seele des Schaffenden. Je stärker und ungebrochener die Persönlichkeit des Künstlers ist, je inniger sich Menschentum und Künstlertum durchdringen, desto deutlicher wird sich der Bekenntnischarakter eines Kunstwerkes ausprägen.

Als Heinrich v. Treitschke seinem Freunde Freytag die 4. Auflage seiner Historischen und Politischen Aufsätze widmete, schrieb er in seinem Geleitwort: „Sie sind gewohnt, in jeden Stoff, den Ihre Feder berührt, ein Stück ihres Herzens zu legen". Das war sicherlich keine bloße Redensart. Treitschke kannte die aufrechte und lautere Persönlichkeit des Dichters. Er wußte, daß in Freytag wirklich Denken und Tun, Erleben und Gestalten, Leben und Dichtung, Mensch und Künstler eine unzerreißbare Einheit bildeten.

Wie fern Freytag jeder modernen Wesensspaltung stand, wie völlig sich in ihm Persönlichkeit und Werk, Erlebnis und Dichtung deckte, das können wir jetzt Zug um Zug in einer wissenschaftlichen Untersuchung von Eduard Rothfuchs verfolgen, die vor kurzem unter dem Titel „Der selbstbiographische Gehalt in Gustav Freytags Werken" im Helios-Verlag in Münster erschienen ist.

Der Verfasser spricht hier mit feinem Verständnis von der „Zweiseelennatur" Freytags und meint damit jenes Erbe, das der ostdeutsche Mensch in seinem aus deutschen und slawischen Elementen gemischten Blut trägt. Ja man kann sagen, daß alle die bekannten Definitionen, die Freytag von dem gegensätzlichen Wesen des Schlesiers gegeben hat, in einem gewissen Sinn auch auf ihn selbst anwendbar sind. Auch er hatte mit zwiespältigen Tendenzen in seinem Innern zu ringen. Auch in seinem Wesen mischte sich „polnische Lebhaftigkeit und altsächsische Bedächtigkeit, gutmütige Einfalt und kalkulierender Scharfsinn, sentimen-

tale Weichheit und reflektierende Ironie, laute Fröhlichkeit und andächtiger Ernst".

Aber Gustav Freytag wurde doch Herr über die Mächte des Blutes.

Die heroische Tugend, die allen Kolonialvölkern Kraft gab und Richtschnur war, prägte sich in ihm immer stärker aus — das Pflichtgefühl. Gerade bei Freytag ist der Pflichtgedanke von grundsätzlicher Bedeutung für das Verständnis seiner Werke sowie seiner Persönlichkeit. Freytag weiß, daß der menschliche Wille der entscheidende Faktor ist. „Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältnisse," so läßt der Dichter den Helden seines Romans „Soll und Haben" einmal sagen.

Wer Freytag persönlich näher trat, dem fiel bald die eigentümliche Legierung von Liebenswürdigkeit und ernstem, männlichen Wesen auf. Wer so viel Leid erfahren hat wie Freytag in seinem persönlichen Leben, der täuscht sich nicht über die Wirklichkeit des menschlichen Daseins. „Leben ist Leiden" heißt es in einem seiner Briefe, und noch einmal klingt das gleiche Motiv in der „Verlorenen Handschrift" auf: „Das Leben ist schwer." Wer im Grenzland aufwächst, wessen Vorfahren als Kolonisten die schöne mitteldeutsche Heimat verlassen und auf fremdem Boden sich eine neue Existenz aufbauen mußten, der weiß, daß das Leben kein heiteres Tändelspiel ist, daß „Leben im Grunde ein furchtbar ernstes Ding ist".

Aber dieses Wissen um die harten Wirklichkeiten des Lebens darf nicht sentimental oder fatalistisch stimmen. Es würde dem Kolonialdeutschen, dem Menschen der Grenzmark, der seine Sinne stets wach und seine Kräfte stets gespannt halten muß, schlecht anstehen, wenn er sich von Gefühlen und Stimmungen überwältigen lassen würde. Es war Freytags „Lehr- und Trostspruch alle Jahr":

> Den Mantel um sich schlagen,
> Wenn wild das Wetter brüllt;
> Das größte Leid ertragen
> Still und das Haupt verhüllt.

Diese Verse schrieb Freytag einen Monat vor seinem Tode in das Album des Züricher Künstlerhauses. Er liebte es überhaupt nicht, wie er in dem gleichen Gedicht sagt, den Menschen „der Seele Heiligtum zu zeigen". Diese Verhaltenheit und seelische Keuschheit ist das Prägezeichen aller wirklichen großen und echten Menschen gewesen.

Und noch ein typisch ostdeutscher Zug spiegelt sich in Freytags Wer-

ken wieder: die Volksverbundenheit. Auf Kolonialboden, im Grenzland müssen die Menschen eng zusammenstehen, sonst sind sie verloren. Der Begriff Volk erhielt hier einen noch tieferen Sinn. Volk ist nicht nur eine Summe von Einzelindividuen, die Boden, Blut, Sprache, Kultur und Geschichte zu einer Einheit formt. Auf Kolonialboden kann der Einzelmensch überhaupt nicht existieren. Nur im Rahmen der Gemeinschaft findet er Arbeit, Schutz und Lebensmöglichkeit. Und so ist es nicht zufällig, daß in Gustav Freytags kulturhistorischen Schriften der Begriff Volk zum entscheidenden Faktor alles geschichtlichen Lebens erhoben wurde. Ungefähr gleichzeitig mit Johannes Janssen, der vom Religiösen her zu der gleichen Wertung des Volkes gekommen war, hat Freytag die sog. kleinen Leute in die geschichtliche Literatur eingeführt. Bis dahin hielten die Historiker ihren Blick hauptsächlich auf die Herrscher, die Diplomaten, Heerführer und Wirtschaftsmänner gerichtet. Nun wurde durch Freytag und Janssen auch die anonyme Masse des Volkes, die „kleinen Leute", geschichtsfähig. „Immer hatte mich," so sagt Freytag in seinen Erinnerungen, „das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler, unablässiger Strömung dahinflutet, besonders angezogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute."

In seinem lyrischen Sammelband „In Breslau", den der junge Freytag 1845 herausgab, nennt er die erste Abteilung seiner Gedichte „Bilder aus dem Volke". Und in der Widmung dieses Bändchens an seinen Freund Theodor Molinari heißt es, seine Gedichte kämen „dorther, wo unser Herz ist, aus dem Volke". In jenen Zeiten war es noch nicht so selbstverständlich wie heut, von dem „Recht des Volkes" zu sprechen. Freytag stellt sich schützend vor das Volk:

> Das gute Recht des Volkes steht fester als der Ufersand,
> Es raget in die Höhe, bis an des Himmels Rand,
> Es wurzelt in der Tiefe, wohl tief in Ewigkeit.

Rothfuchs sagt geradezu, daß der Begriff Volk für Freytag „etwas Faszinierendes" hätte. Er weist auch darauf hin, daß in dem kurzen Trauerspielfragment „Der Gelehrte" das Wort Volk achtzehnmal an bedeutungsvoller Stelle uns begegnet. Jeder, so sagt in diesem Stück der junge Gelehrte Walter, in dem Freytag Züge seines eigenen Wesens und Erlebens dargestellt hat, der die öffentlichen Verhältnisse umgestalten und andere lehren wolle, „tauche selbst zuvor ins Volk und lerne,

was uns stärkt". Kann man sich ein edleres und zeitgemäßeres Programm denken, als die im Jahre 1844 niedergeschriebenen Zeilen dieses Trauerspiels:

> Beschränke dich im Kreis des kleinsten Mannes,
> Erweitre sein Bedürfnis, sein Vermögen,
> Die Werkstatt adle, weih' ihm Flur und Feld,
> Schwinge den Hammer, nimm des Spatens Griff,
> Laß jeden einzelnen zum Mann erst werden
> In seinem Kreise, wo er sicher schafft. —
> Dann reift das Volk von selbst zur Mannestat.
> Das ist mein Glaube.

Und als in einem Gespräch zwischen dem Minister und dem Gelehrten der Minister fragt, wer denn nach seiner Meinung von dem Tage an, da die feindliche Kluft zwischen Regierung und Volk sich schließt, das Zepter tragen soll, da antwortet Walter: „Das Volk".

Auf Kolonialboden, wo der Einzelne nur so viel gilt, als er leistet, gehört nur der zum Volk, d. h. nur der darf bürgerliche Rechte beanspruchen, der sich als reif, als tüchtig, als besonnen, rechtlich und ordnungsliebend erwiesen hat. Gustav Freytag hat eine sehr hohe Vorstellung vom „Bürger". Bürger ist für ihn nicht ein Klassen- sondern ein Qualitätsbegriff. Rothfuchs zitiert, um die Freytagsche Auffassung vom Bürger zu charakterisieren, das Wort eines ungarischen Schriftstellers: „Bürgerlicher Beruf als Form des Lebens bedeutet in erster Linie den Primat der Ethik im Leben, daß das Leben durch das beherrscht wird, was pflichtgemäß wiederkehrt, durch das, was getan werden muß ohne Rücksicht auf Lust oder Unlust. Mit anderen Worten: Die Herrschaft der Ordnung über die Stimmung, des Dauernden über das Momentane, der ruhigen Arbeit über die Genialität, die von Sensationen gespeist wird." In diesem hohen Sinne ist es zu verstehen, wenn Freytag in seinen Erinnerungen sagt: „Wir aber wollen bürgerliches Wesen zu Ehren bringen." Dem ganz im Volk wurzelnden und sozial sehr fein empfindenden Dichter liegt es natürlich ganz fern, den Bürger etwa in Gegensatz zum Arbeiter zu bringen. Gerade der Roman „Soll und Haben", den man das Hohelied des deutschen Bürgertums genannt hat, ist der stärkste Beweis dafür, daß Freytag den Begriff des Bürgers nicht im klassenmäßigen Sinne gebraucht hat. Denn in diesem Roman, der nach Freytags eigenen Worten, das „deutsche Volk

da suchen soll, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit", sind die Gestalten der Arbeiter des Hauses Schröter mit besonderer Liebe gezeichnet. Wir wissen auch aus Freytags Grenzbotenaufsätzen, daß er gerade auf die handarbeitenden Kreise des Volkes die größten Hoffnungen für die Erneuerung der Nation setzte.

Der Pflichtgedanke, die Sachlichkeit, der Sinn für die Wirklichkeiten des Lebens, die Volksverbundenheit und der echte Bürgergeist, das sind jene Züge, die zum Wesensbild des ostdeutschen Menschen gehören. Genauer gesagt, es sind die Grundzüge im Charakter des deutschen Menschen überhaupt. Die scharfe Luft der ostdeutschen Grenzmark, die kämpferische Haltung des Kolonialdeutschen hat diese Züge nur schärfer, man kann vielleicht auch sagen schroffer ausgeprägt. Der „preußische" Stil im Sinne eines Moeller van den Bruck ist nicht etwas dem deutschen Wesen Entgegengesetztes, sondern nur eine geopolitisch bedingte Abwandlung des deutschen Stils. Er hat im Bilde des deutschen Menschen genau so seine Berechtigung wie etwa die süd- oder die westdeutsche Stilprägung. Keine dieser besonderen Variationen oder Nuancen darf sich an die Stelle des Ganzen setzen, vielmehr bilden erst alle stammesmäßigen Ausprägungen zusammen den wahrhaften deutschen Menschen.

Insofern ist es nicht ganz richtig, wenn Moeller van den Bruck den „deutschen" und den „preußischen" Menschen einander gegenüberstellt. Zutreffend ist aber seine Zeichnung des preußischen Menschen als „immer stoisch verhaltenem Menschen, mit den Maßen von Schicksal und Bewußtheit in jeder Bewegung". Wer Freytag aus seinen Briefen kennt, der weiß um die schweigende Tapferkeit, mit der der schwergeprüfte Mann die härtesten Schicksalsschläge getragen hat. Man kann bei ihm wirklich von einem Stoizismus im antiken Sinne sprechen. Selbst die Jenseitsidee tritt in Freytags Denken in den Hintergrund. „Der Mensch soll", so heißt es in einem Brief, den Freytag aus Anlaß des Todes der Mutter der Herzogin von Coburg-Gotha an diese schreibt, „seinen Gott nicht vorzugsweise in Raum und Zeit suchen, welche er nach diesem Leben erwartet, er soll ihm hier dienen freudig und ihn finden in den Pflichten, die er hier zu erfüllen hat und in den Bildern, welche ihm hier das Leben bietet."

Auch darin zeigt sich Freytag als echter Kolonialdeutscher, daß er hoch über die persönlichen Interessen das allgemeine Wohl, die Interessen des Ganzen stellt. Im Revolutionsjahr 1848 legte er bei der ersten Nachricht von den Vorgängen in Berlin alles, was ihn bisher geistig be-

schäftigte und fesselte, sofort beiseite und trat in die politische Arena. „Ich dachte,“ so schrieb er später in seinen Erinnerungen, „daß der Staat Kraft und Leben jedes Einzelnen für sich fordere.“ Im letzten Band der „Ahnen“ hat der Dichter dieser ständigen Bereitschaft, sich für das Vaterland zu opfern, Ausdruck gegeben: „Die Stunde ist da, wo der Preuße die Sorge um sein eigenes Leben und seines Herzens Gelüst vergessen muß in der Todesnot seines Vaterlandes.“

Schon die wenigen Züge in Freytags menschlichem Wesensbild, die wir eben herausgehoben haben, lassen wohl das eine erkennen, daß eine Persönlichkeit wie die unseres Landsmannes sicher nicht zu den veralteten und überlebten Menschentypen gehört. Ja ich glaube, daß gerade uns heut Lebenden eine Gestalt wie Freytag wieder ganz nahe gerückt ist. Denn mag auch manches in ihm und an ihm zeitbedingt und überholt sein, der Kern seines Wesens mutet uns doch ganz modern an: sein Wirklichkeitssinn, seine Sachlichkeit, sein Lebensernst, seine seelische Verhaltenheit, sein Pflichtbewußtsein und seine vaterländische Opfergesinnung. Mit diesen Wesenszügen ausgestattet ersehnt und erstrebt die junge Generation heut wieder den deutschen Menschen.

Es gehört zu den beglückendsten Wundern des deutschen Geschichtsverlaufes, daß das, was die Altstämme einst an menschlichen und kulturellen Werten an das östliche Neusiedelland großherzig abgegeben haben, nach geheimnisvoller Verwandlung später wieder zurückgeströmt ist. Alle Opfer an Menschen und geistigen Werten hat das Mutterland in einzelnen Persönlichkeiten, in schöpferischen Ideen und neuen Anregungen wieder zurückgeschenkt erhalten. Auch im historischen Prozeß gilt das tiefe Goethesche Wort vom Stirb und Werde.

Und so gehört auch Gustav Freytag wie Jakob Böhme, Angelus Silesius, Herder, Kant, Hamann u. a. zu den Geschenken, mit denen der deutsche Osten dem Gesamtvolk seinen Dank abstattet. Wie sein Lebensgang den Oberschlesier Gustav Freytag immer weiter nach Westen geführt hat, so ist auch sein Werk immer mehr zum Besitz des ganzen deutschen Volkes geworden. Möchten auch die Züge seines Wesens, die ja typisch ostdeutsche Züge sind, dazu mithelfen, den wahren deutschen Menschen, den „ewigen Deutschen“ zu prägen.

Von der Seele unseres Volkes

Nur zögernd schreibe ich das Wort Volksseele nieder. Lebt sie noch? Gibt es überhaupt eine Volksseele? Hat sich in diesem Wort nicht unsere begrenzte Sprache einen Hilfsbegriff geschaffen, um Unaussprechliches auszudrücken?

Man hat über diese Fragen gestritten, schon in den Tagen der Romantik, da man die Volksseele sozusagen entdeckte und literaturfähig machte. Es bleibt in der Tat ein problematischer Begriff. Es muß einer schon sehr feine Ohren und ein ehrfürchtiges Herz haben, um in ganz seltenen Stunden etwas von dem geheimnisvollen Leben der wirklichen Volksseele zu spüren. Es ist mit der Volksseele wie mit der Seele des Einzelmenschen. Nur ganz selten kann ein Fremder in jenes letzte Geheimnis hineinschauen, das wir Seele nennen.

Die Seele des oberschlesischen Volkes ist scheuer und schwerer deutbar als die anderer deutscher Stämme. Sie hat zu viel Leid in den vergangenen Jahrhunderten erlitten. Sie ist zu oft verkannt und mißhandelt worden. Deshalb verbirgt sie ihr letztes Geheimnis vor fremden Augen. An der Seele des norddeutschen, westdeutschen und süddeutschen Menschen hat eine gesegnete Landschaft, ein reiches, vielgestaltiges Kulturleben und eine stolze Geschichte mitgeformt. Die oberschlesische Volksseele ist in ihrem Wesen ärmer und einfacher. Ja sie ist von einer elementaren und ergreifenden Einfachheit. Ihre Wurzeln verbreiten sich nicht in viele Erdschichten, sondern senken sich einstämmig und gradlinig hinab in jene tiefste Schicht, aus der alles seelenhafte Leben wächst, in das Religiöse. Sie klammert sich, da sie sonst mancher Stützen entbehren muß, um so fester an Gott.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der unverdorbene Oberschlesier der typische homo religiosus, d. h. der wurzelhaft religiöse Mensch ist. Das Religiöse ist für ihn selbstverständlich. Es gehört zur Substanz seines Wesens. Es ist ein Stück seiner Natur. Der Oberschlesier zerfällt nicht in einen Sonntags- und einen Alltagsmenschen. Sein seelisches Leben ist ungespalten und einheitlich. Es behält sozusagen kompaßhaft immer die Richtung auf Gott, nicht nur beim Beten, sondern auch bei der Arbeit und in der Ruhe.

Dieses innere Gerichtetsein auf Gott wird manchmal auch nach außen

---

„Oberschlesien, seine Entwicklung und seine Zukunft" 1925.

sichtbar. Es formt das Antlitz und bestimmt oft Haltung und Gesten. — Aus fernen Kindertagen tauchen Erinnerungen auf. Sonntagvormittag. Auf den engen Straßen des kleinen Städtchens liegt die blanke Frühsonne. Die Glocken der nahen evangelischen Kirche rufen zum „polnischen" Gottesdienst.* Da sehe ich sie wieder vor meinem Fenster vorüberziehen, die hochgewachsenen Bauerngestalten aus den benachbarten Dörfern, im feierlichen, etwas altmodischen schwarzen Rock, das große Gesangbuch in der Hand haltend. Wie prachtvoll modelliert sind diese Köpfe. Wie ernst, fest und in sich geschlossen diese Gesichter. Wer das von Stauffer-Bern geschaffene Porträt Gustav Freytags kennt, der kann sich diese Bauernköpfe gut vorstellen. Es lag wirklich etwas Festtägliches über den langsam dahinschreitenden Gestalten. — Oder ich denke daran, wie der gläubige katholische Oberschlesier mit einer unbeschreiblichen inneren Würde das Kreuz am Wege oder die Kirche grüßt. Wenn die Bauern meiner Heimat die Kreisstadt besuchen, müssen sie an der Pfarrkirche vorüber. Schon wenn der Wagen an den Anfang des weiten Platzes kommt, in dessen Mitte sich die Kirche erhebt, nimmt der Bauer den Hut vom Kopf und fährt barhäuptig weiter, den Blick unverwandt auf die Kirche gerichtet, als könnte er die steinernen Mauern durchdringen. — Einmal sah ich in einem ärmlichen Dorfkirchlein, wie die Leute, es waren meist kleine Häusler und Dominialarbeiter, beim Umgang um den Altar ein Kreuz küßten. Wie sie das Kreuz in die Hand nahmen, wie sie niederknieten, wie sie sich zum Kusse beugten, das wird mir immer unvergeßlich sein. Niemals werde ich auch jene oberschlesische Bauernfrau vergessen, die mitten in der Menschenmenge des Bahnhofs einer großen Stadt ihrem schon erwachsenen Sohne langsam und feierlich ein Kreuz auf die Stirne zeichnete.

Religion ist für den oberschlesischen Menschen etwas Natürliches und Selbstverständliches. Sie isoliert sich nicht in den Mauern der Kirche, sondern durchdringt das ganze Arbeits- und Alltagsleben. In der Form der Segnungen und Weihungen durchdringt und verklärt sie sogar die leblose Materie. Alljährlich zur Kolendezeit läßt man vom Priester die Häuser und Wohnungen segnen. Auch die Felder und die Kräuter werden geweiht. Am Hl. Abend schreibt der Hausvater mit geweihter Kreide ein Kreuz an die Türen der Stuben und des Stalles. Die Hausfrau bezeichnet, bevor sie ein neues Brot oder ein frisches Stück Butter

---

* Die Bevölkerung des Kreuzburger Kreises, von dem hier die Rede ist, stimmte am 20. März 1921 zu über 94 Prozent für Deutschland.

anschneidet, Brot und Butter mit dem Kreuzzeichen. Droht ein schweres Gewitter, dann wird eine geweihte Kerze angezündet. Man besprengt sich mit Weihwasser, wenn man das Haus verläßt, man besprengt mit Weihwasser das neu geborene Kind und den eben Verstorbenen. Die Mutter zeichnet ihrem schlafenden Kinde das Kreuz auf die Stirn. Fährt der Bauer fort, so schreibt er vor dem Gespann mit dem Peitschenstiel ein Kreuz auf den Boden. Und so schwebt dieses heilige und heiligende Zeichen unsichtbar über allen Dingen des täglichen Gebrauchs und über den Stirnen der Menschen. Weithin sichtbar ragt es auf an Wegen und auf Feldern, mitten im tiefen Walde und mitten im Gewühl der Straßen.

Selbst bis in die Zeiteinteilung hinein wirkt dieses religiöse Fühlen und Denken. Auf dem Lande rechnet man nicht nur mit den nüchternen Kalenderdaten. Da stehen die Tage und Termine noch immer unter dem Zeichen ihres Heiligen. Am St. Stephanstage verläßt das Gesinde die alte Dienststelle. An St. Margareta soll die Ernte beginnen. Nach St. Jakob lebt der Bauer von eigenem Brot. Religiöse Gedanken und Symbole begleiten den oberschlesischen Menschen auf dem ganzen Gang des Lebens, von der Geburt bis zum Tode. Bei aller ausgelassenen Fröhlichkeit sind die alten oberschlesischen Hochzeitsbräuche tief religiös gestimmt. Ergreifend sind oft die Ansprachen, die der Brautführer an die Brautleute zu richten pflegt. Der Hochzeitstanz wurde in manchen Dörfern mit einer ernsten, choralartigen Weise geschlossen. Ist ein Kind geboren, so bringt es die Mutter bei ihrem ersten Ausgang selbst zur Kirche, und am ersten Geburtstag des Kindes wird es wiederum mit einer brennenden Kerze ins Gotteshaus getragen. Wenn am Ende des Lebens die Seele sich im schweren Kampf vom Körper losringt, dann leuchtet dem Sterbenden wieder die geweihte Kerze. Und wenn schon die Gestalt des Verstorbenen in der Erinnerung fast verblaßt ist, so wird ihm doch alljährlich am Allerseelentage auf dem geschmückten Grabhügel ein Lichtlein angezündet, und unzählige Male wird der armen Seelen gedacht mit dem schönen Gebet: Herr gib den Verstorbenen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen.

Nicht nur auf das Einzelleben, auf den Jahreslauf und auf die Dinge des Alltags fällt der verklärende Schimmer der Übernatur, sondern man kann sagen, daß die gesamte oberschlesische Volkskultur aus einem metaphysischen Urgrund erwächst. Man horche nur hinein in den reichen Liederschatz unseres Volkes. Immer klingt dieser überirdische Heimwehton ergreifend mit. Und wenn man genauer zusieht, dann sind die Sitten und Gebräuche, die Sprichwörter, Märchen und Legenden, die sich die

Leute noch heute in den Feierabendstunden erzählen, im Tiefsten nur Reflexe eines auf Gott gerichtetes Denkens und Empfindens. Ja, selbst im gesunden oberschlesischen Humor, in den sog. Boiki, schwingt dieser Ton oft noch als ein leises, reines Echo mit. Den Schmuck der Stuben bilden neben dem militärischen Erinnerungsbilde fast ausschließlich religiöse Darstellungen und Motive. Und das einzige Denkmal eines bodenständigen Kunstschaffens sind in Oberschlesien die Holzkirchen, also sakrale Bauten.

Religion erzieht zur Ehrfurcht. Wer das oberschlesische Volk in seinen noch unverdorbenen Schichten wirklich kennt, der weiß, wie lebendig noch in ihm die Pietas, d. h. jene ehrfürchtige Scheu und Haltung gegenüber Gott, den Eltern, dem Priester, dem Gast und der Obrigkeit ist. Man braucht nur einmal zu beobachten, mit welcher Ehrfurcht gerade die einfachen Männer und Frauen den eucharistischen Heiland in der Kirche begrüßen, wie sie das Kreuzzeichen machen, wie sie beten und singen. Auf dem Lande gebrauchen häufig noch die erwachsenen Söhne und Töchter im Gespräch mit den Eltern das ehrfürchtige „Sie“ als Anrede. Die Sitte, die geweihte Hand des Priesters zu küssen, ist nicht nur in den Dörfern, sondern auch noch in den Städten weit verbreitet. Überhaupt wird dem Priester von dem gläubigen oberschlesischen Volk eine tiefe, durchaus nicht gemachte Verehrung entgegengebracht. Aber auch im Alltagsleben kann man dieser ehrfürchtigen Seelenhaltung noch häufig begegnen. Mir ist immer wieder aufgefallen, mit welcher Pietät ein Gast im oberschlesischen Bauernhause aufgenommen wird, wie man alles aufbietet und ihm beim Scheiden noch weit das Geleit gibt. Würde die Achtung vor der Obrigkeit nicht so tief im religiösen Gefühl des Oberschlesiers verwurzelt sein, so wäre sicherlich schon vor Jahrzehnten unsere Heimat der gefährlichste Brandherd des sozialen und politischen Radikalismus geworden. Nirgends aber hat der Sozialismus vor dem Kriege so spät und nur vereinzelt Fuß fassen können wie in Oberschlesien. Und der politische Radikalismus, der durch die nationalpolnische Agitation entfacht wurde, konnte in unser oberschlesisches Volk überhaupt nur eindringen, weil er sich der religiösen Maske bediente. —

Der Berliner Historiker Kurt Breysig hat vor kurzem in einem umfangreichen Werk gezeigt, daß letzten Endes nicht politische und wirtschaftliche, sondern seelische Faktoren das Schicksal der Völker bestimmen. Die moderne Geschichtsschreibung hatte es zu ihrem Schaden fast verlernt, in den seelischen Kräften geschichtsbildende Wirklichkeiten zu sehen. Auch in manchen Darstellungen der Entwicklung Oberschlesiens ist dieser Mangel

zu spüren. Wir werden aber das historische Schicksal des oberschlesischen Volkes niemals richtig deuten, wenn wir nicht hinter allem äußeren Geschehen die unsichtbaren und unwägbaren Kräfte der Seele zu erkennen vermögen. Freilich fehlt uns dazu noch immer eine erschöpfende und auf genauester empirischer Kenntnis gegründete Analyse der oberschlesischen Volksseele. Es fehlt, wenn auch manche erfreuliche Vorarbeiten vorliegen, noch immer eine umfassende, wissenschaftlich fundierte religiöse Volkskunde Oberschlesiens.

Diese Zeilen wollen nur andeuten, wie ergiebig und aufschlußreich die Wege einer solchen seelenkundlichen Forschung sein könnten. Unser Bild der oberschlesischen Volksseele ist nur flüchtig skizziert und unvollständig. Es war z. B. noch gar nicht die Rede von der seltenen Leidensfähigkeit unseres Volkes, von seiner schier unausschöpflichen Geduld, von seiner sprichwörtlich gewordenen Opferfähigkeit und Opferwilligkeit. Es ist ja bekannt, daß der fromme Oberschlesier für religiöse Zwecke buchstäblich das Letzte hingibt. Er opfert sich aber auch selbst, wie es die Statistiken der verschiedenen Ordens- und Missionsgesellschaften beweisen würden. Zum Bilde der oberschlesischen Volksseele gehören ferner die feinen Züge kindlichen Vertrauens, inbrünstiger Gläubigkeit und eines rührenden Schönheitssinnes. Es gehört dazu jene merkwürdige Neigung zum Sinnieren und zum Träumen, jene außergewöhnliche Intensität des inneren Erlebens und der Phantasietätigkeit, jene eigentümliche Begabung für das Symbolhafte und Mystische, überhaupt die besondere Kraft, das Wirkliche ins Symbolische umzudeuten und im Symbol die wahre Wirklichkeit zu sehen.

Alle diese und vielleicht noch andere Wesenszüge müßten sorgfältig und liebevoll gesammelt und untersucht werden. Es müßte selbstverständlich auch den seelischen Entartungserscheinungen, ihren Ursachen und Wirkungen nachgegangen werden. Gerade ein Volkstum von der seelischen Struktur, wie sie das oberschlesische aufweist, ist von vielen Seiten her bedroht. Schon in den eigenen Mischungs- und Spannungsverhältnissen bergen sich gewisse Gefahren. Jeder ungesunde Überschwang, jede Übersteigerung, aber auch jedes Sichgehenlassen kann sich in einem so komplizierten Organismus bitter rächen. Gerade in einem religiösen Volk wirken sich Entartungs- und Verfallsvorgänge, wie wir es in der Abstimmungszeit erlebt haben, am furchtbarsten aus.

Volkskunde ist weder ein Spiel für müßige Stunden noch ein Tummelplatz für romantische Schwärmer. Volkskunde ist eine ungeheuer ernste und verantwortungsvolle Aufgabe. Denn wir dürfen niemals ver-

gessen: hinter dem leblosen Material, hinter den theoretischen Beobachtungen und Aufzeichnungen steht immer der lebendige Mensch, steht das konkrete Volk. Wird die Volkskunde in diesem Sinne als das tiefe Wissen um den gegenwärtigen Menschen aufgefaßt, so kann sie für die staatsbürgerliche Erziehung und sogar auch für die praktische Politik von der größten Bedeutung sein. Gerade auf dem schwierigen Boden Oberschlesiens, wo man kulturpolitisch nicht immer glücklich experimentiert hat, bedarf der Staatsmann solcher seelenkundlichen Orientierungsmittel. Er bedarf ihrer, um vor allem den Fehler zu vermeiden, den schon der Heide Cicero in seiner Schrift De natura deorum als den verhängnisvollsten für ein Volk bezeichnet hat: Wo die Frömmigkeit, das Gefühl der Abhängigkeit von den Göttern vernichtet ist, da muß auch Treu und Glauben und was sonst die Menschen zu einer Gesellschaft verbindet verschwinden. Und ist das alles dahin, so hat der Mensch keinen Halt mehr im Leben, und alle Ordnung löst sich auf.

Oberschlesisches Tagebuch 1921

14. Mai 1921. — Wieder schlagen die roten Flammen des Aufruhrs über Oberschlesien zusammen, und in den Straßen der Dörfer und Städte fließt zum dritten Male Bruderblut. Diesem unglücklichen Lande bleibt wirklich keine Bitterkeit erspart. Trug es immer schon schwer an seinen kulturellen und sozialen Rückständigkeiten, so war die Geschichte der letzten Jahre eine ununterbrochene Kette von Ängsten, Nöten, Erschütterungen und Konflikten aller Art. — Der verhängnisvolle Sommer 1914 steht wieder in meiner Erinnerung. Über dem stillen Kreisstädtchen, das von endlosen Wäldern umgeben in der Nähe der russischen Grenze liegt, lastet es wie ein Alpdruck. Tieferregt stehen die Leute auf den Straßen und vor den Haustüren in dichten Gruppen beieinander. Wird es Krieg geben? Wird die russische Lawine sich losreißen? Dann zermalmt sie zuerst unsere oberschlesische Heimat. Einige Tage später schallt der Trommelwirbel der Mobilmachungsverkündigung über den altertümlichen Ring mit den barock gegiebelten Häusern. Der erste russische Flieger taucht am strahlenden Augusthimmel auf. In der Nacht werden alle älteren Männer aus den Häusern geholt und bewaffnet; sie sollen den Landsturm bilden. Die schönen, alten Bäume der Promenaden werden gefällt. Schützengräben werden ausgeworfen. Das wehrlose Städtchen erwartet den russischen Angriff. Tage voller Unruhe und Nächte, in banger Qual durchwacht, folgen. Dann rücken die ersten deutschen Truppen ein und ziehen mit klingendem Spiel weiter gen Osten. Und der graue Zug reißt nicht mehr ab. Wochenlang liegen die Häuser voller Soldaten. Der Herbst geht ins Land. Die grauen Novembernebel kriechen über die Wiesen vor den Stadtmauern, und mit ihnen schleicht wieder neue Sorge in die Herzen der Bürger. Von Mund zu Mund raunt man sich zu, daß die deutschen Truppen sich auf dem Rückzug befinden, und daß das russische Riesenheer sich auf Oberschlesien zuwälzt. Und tatsächlich ziehen einige Tage später wieder endlose Kolonnen — es war die große strategische Rückbewegung vor den masurischen Schlachten —, von Osten kommend, durch die Straßen. Mit unbekanntem Ziele. Wieder lauschen die Menschen angstvoll in die Nacht hinaus, wenn durch den eintönig rinnenden Regen das Klirren der Geschütze und die müden Kommandorufe erklingen...

Freiburger Tagespost 1921.

Und so spürten wir Grenzbewohner den heißen Atem des Krieges monatelang ganz aus der Nähe. Als sich der russische Kriegsschauplatz immer weiter nach Osten ausdehnte, wich allmählich der Alpdruck von den bedrängten Gemütern. Aber andere Sorgen kamen. Das geschäftliche Leben, das auf den lebendigen Verkehr mit dem nahen Osten angewiesen war, geriet immer mehr ins Stocken. Besonders die kleineren Betriebe litten schwer unter diesen Verhältnissen. Man erhoffte alles von einem günstigen Friedensschluß. Aber der Frieden kam und kam nicht. Als endlich der Waffenstillstand abgeschlossen werden mußte, war die Zukunft noch mehr umdüstert. Das zurückflutende Heer brachte wieder Unruhe in die Grenzstädte und wochenlange Einquartierungen. Es kam die Revolution, und ihre Wogen unterwühlten das an sich schon tief erregte oberschlesische Land.

Kaum war die Ruhe mühsam wieder hergestellt, da flog wie eine Brandfackel die Kunde durchs Land: Oberschlesien soll an Polen fallen! Niemals werde ich jene Frühlingstage des Jahres 1919 vergessen, als man sich in den Werkstuben und Geschäften, auf den Straßen und in den Häusern die Schreckensnachricht zurief. Niemand wollte es für möglich halten, daß ein Land aus dem jahrhundertelangen Gefüge eines Staates herausgerissen und daß die oberschlesische Bevölkerung durch einen Federstrich ein neues Vaterland zudiktiert erhalten sollte. Noch sehe ich, wie an einem sonnenhellen Vormittag die Kinder aus sämtlichen Schulen singend, mit wehenden Fähnchen, durch die Straßen zogen. Aus Kindermund sollte die Anklage gegen diese Vergewaltigung erschallen. Auf dem Marktplatz standen sie, weit über tausend, vor dem alten Rathaus, von dessen Fenster der Bürgermeister sprach. Ringsum standen in dichten Mauern die Menschen. Die Maiensonne überstrahlte die blonden Scheitel, die hellen Kleider und die bunten Fähnchen. Die Musik spielte, und das Deutschlandlied erklang. Es war fast ein fröhliches Bild, als befände man sich mitten in einem der großen Kinderfeste des Jahres. Selbst aus den Gesichtern der Erwachsenen wich der verhaltene Ernst, und frohe Zuversicht leuchtete aus allen Augen. Mir aber war es, als recke sich plötzlich über der Kinderschar und den schnörkligen Giebeln eine riesenhafte, dunkle Gestalt auf und verkünde — wie einst in früheren Jahrhunderten der Sprecher vor dem Beginn der Schauspiele — mit Grabesstimme: Incipit tragoedia!

Und es begann wirklich die Tragödie des oberschlesischen Volkes. Das Stichwort hieß Plebiszit, Volksabstimmung. Die nationalpolnische Agitation, die den oberschlesischen Boden schon seit Jahrzehnten unter-

5*

wühlt hatte, setzte ihre Arbeit nun ungehemmt und mit vervielfachter Kraft fort. Die Skrupellosigkeit in der Anwendung der Mittel verwirrte alle moralischen Begriffe. Auch die dunklen Instinkte, die schon der Krieg und die Revolution in den Menschen entfesselt hatte, brodelten auf und brachen sich Bahn. Die Einheit des oberschlesischen Volkes, eines im tiefsten Grunde gutgearteten, harmlosen und edelgesinnten Volkes, wurde jäh zerrissen. Die Bewohner desselben Hauses oder Dorfes, ja die Mitglieder derselben Familie standen sich auf einmal haßerfüllt gegenüber. Sittliche Werte galten plötzlich nichts mehr; es kam nur darauf an, ob jemand „Deutscher" oder „Pole" war. Von dieser entsetzlichen Verwüstung der Seelen kann sich nur der ein klares Bild machen, der jene zwei Jahre sehenden Auges unter dem oberschlesischen Volke miterlebt hat.

Wer es irgendwie gut mit diesem beklagenswerten, verführten Volke meinte, der sehnte aus tiefstem Herzen den Tag der Abstimmung herbei. Aber immer wieder wurde der Abstimmungstermin hinausgezogen, und die leidenschaftliche Stimmung in der Bevölkerung wuchs von Woche zu Woche. Und als dann endlich der 20. März endgültig festgelegt wurde, da sah man ihn nur mit banger Sorge herannahen. Würde es wieder ein Tag des Blutes und der Tränen werden? Gott sei Dank, der gefürchtete Tag verlief verhältnismäßig ruhig, wenn auch die Bevölkerung in gewissen Gebieten unter dem Terror radikalpolnischer Elemente zu leiden hatte. Im allgemeinen aber hatte man den Eindruck, als seien die durch Monate hindurch übermäßig angespannten Kräfte allmählich ermattet. Ein Aufatmen ging durch das Land.

Da aber zertrümmerte der 3. Mai alle Hoffnungen. Während ich diese Zeilen schreibe, sausen wieder, wie in den schlimmsten vergangenen Aufruhrtagen, Autos mit Bewaffneten durch die Straßen. Schüsse hallen, wilde Gerüchte durchschwirren die Stadt, und wieder sieht man arme Menschen, die mit angstvoll aufgerissenen Augen auf diese Bilder des Schreckens schauen. Was werden die nächsten Tage bringen? Wann wird die entsetzliche Tragödie des oberschlesischen Volkes zu Ende sein?

29. Mai 1921. Nun tobt der Aufruhr schon über drei Wochen in unserem Lande. Es waren grausige Tage, als die ersten Schreckensbotschaften hierher drangen und die ersten Flüchtlingskarawanen aus dem Aufstandsgebiet sich in den Straßen stauten. Der Bahn- und Telephonverkehr mit dem Industriebezirk war unterbrochen, und man konnte keines der tausend Gerüchte, die von Mund zu Mund weitergegeben wurden, auf seine Richtigkeit hin prüfen. Zeitungen aus dem Auf-

standsgebiet bekam man natürlich auch nicht. Und so war allen Kombinationen weitester Spielraum geboten. Es bedurfte wahrlich keiner Übertreibung: Das, was wirklich geschehen ist, ist schmachvoll genug, um das Treiben der Anstifter dieses dritten Aufstandes auf ewig zu brandmarken. Man muß die verstörten Gesichter der Flüchtlinge — besonders bedroht waren Lehrer- und Försterfamilien aus den abgelegenen Dörfern und den einsamen Forsthäusern der oberschlesischen Wälder — selbst gesehen haben, um zu wissen, welch himmelschreiende Sünde ein Korfanty und seine Mithelfer auf sich geladen haben.

Wegen der Schwierigkeit, genaue Nachrichten aus dem von den Polen besetzten Gebiet zu erlangen, war es in den ersten Tagen unmöglich, sich ein ganz klares Bild von dem Umfang, Charakter und Stand der Aufruhrbewegung zu machen. Allmählich aber klären sich die Verhältnisse, und aus den verworrenen und zum Teil widerspruchsvollen Berichten heben sich zwei Tatsachen scharf hervor. Die eine ist, daß der polnische Aufstand seit langem militärisch und politisch sorgsam vorbereitet worden ist, und die zweite, daß die Franzosen ihre Verpflichtung, Ruhe und Ordnung im besetzten Gebiete zu wahren, den aufständischen Polen gegenüber nicht erfüllt haben. Das sind die beiden wesentlichen Feststellungen, die auch für die politische Entwicklung der oberschlesischen Frage von ausschlaggebender Bedeutung sind. Denn die Korfantysche Behauptung, der Maiaufstand sei als eine spontane, also völlig unvorbereitete Willensäußerung zu betrachten, gleichsam als ein elementares Sichaufbäumen des „polnischen Volkes" gegen den Zwang, bei Deutschland bleiben zu müssen, kann jetzt auch von der Entente nicht mehr ernst genommen werden.. Vielleicht noch wichtiger aber ist, daß durch die Haltung der Franzosen die Autorität Le Ronds und sein überwiegender Einfluß in der Kommission schwer erschüttert zu sein scheint. An der raffiniert klugen, polenfreundlichen Politik Le Ronds waren bisher fast alle Versuche, die deutschen Interessen in der oberschlesischen Frage zur Geltung zu bringen, gescheitert. Wenn auch die englischen und italienischen Kommissionsmitglieder mit dieser Politik nicht immer ganz einverstanden waren, so hatten sie doch bisher keine rechte Handhabe, um ihrer abweichenden Ansicht Geltung zu verschaffen. Das ist nun seit dem Beginn des Aufstandes anders geworden. Die englischen und italienischen Kommissionsmitglieder haben den einseitig polenfreundlichen Standpunkt der Franzosen offen getadelt und ihrer Entrüstung zum Teil durch Niederlegung ihrer Ämter Ausdruck gegeben. Man darf dieses Vorgehen ehrlicher Männer allerdings in seiner politischen Tragweite nicht über-

schätzen. Die Politik der Entente geht gegebenenfalls über solche Bedenken glatt hinweg, und wenn es darauf ankommt, ist Syrien oder Mossul wichtiger als die ganze oberschlesische Frage.

Die deutsche Bevölkerung hat trotz der schlimmen Gewalttaten der Insurgenten bisher die äußerste Disziplin und Zurückhaltung bewahrt. Ich habe selbst öfters unter der mehrtausendköpfigen Volksmenge gestanden, die vor dem Oppelner Regierungsgebäude harrte, um das Ergebnis einer Besprechung der deutschen Parteiführer mit General Le Rond abzuwarten. Da konnte man wirklich beobachten, wie die Volksseele kochte, und wie die Erbitterung von Stunde zu Stunde stieg. Und doch, als einer dieser Vertreter das Ergebnis der Verhandlungen, das die deutschen Wünsche durchaus nicht restlos befriedigte, der Menge verkündete und sie aufforderte, ruhig auseinander zu gehen, da ging man wirklich still nach Hause. Keinem der französischen Soldaten und Offiziere, die plaudernd und lachend durch die Straßen Oppelns promenierten, wurde auch nur ein Haar gekrümmt. Zwar sind hier und da einige gefangene Polen mißhandelt worden, aber das waren Ausnahmefälle. Eine ernsthafte Gegenaktion, etwa ein Gegenaufstand mit gleich brutalen Mitteln, ist von deutscher Seite nicht erfolgt. Wo sich bewaffnete Selbstschutzorganisationen gebildet haben, da geschah dies unter ausdrücklicher Billigung der Kreiskontrolleure. In dieser maßvollen Zurückhaltung erblicken wir einen Akt großer politischer Klugheit. Nichts wäre der französischen Politik willkommener gewesen als ein deutscher Gegenaufstand. Dann wäre wohl das Schicksal Oberschlesiens endgültig für uns besiegelt gewesen.

6. Juni 1921. Der unheimliche Bann, der seit dem Beginn des Aufstandes über Oberschlesien lastet, ist endlich gebrochen. Am 28. Mai kamen die ersten Engländer in Oppeln an. Schon einige Tage vorher waren über dem besetzten Gebiet Flieger erschienen und hatten Flugblätter abgeworfen, in denen der Bevölkerung die baldige Ankunft der Engländer angekündigt wurde. Als die ersten Transportzüge in Oppeln ankamen, da ging es wie ein Aufatmen durch die ganze Stadt. Wohl war Oberschlesiens Hauptstadt nicht unmittelbar bedroht gewesen; die Polen hätten sich gehütet, den Sitz der Interalliierten Kommission anzugreifen. Aber die durcheinander wirbelnden Ereignisse der letzten Wochen hatten auch die ruhigen Bürger unserer Stadt nervös gemacht. Von allen Seiten strömen Flüchtlinge zusammen, zu Fuß und auf primitiven Wagen, auf denen sich die eiligst zusammengerafften Hab-

seligkeiten türmen. Auf den Straßen und in den Geschäften stehen diese bedauernswerten Opfer und erzählen den schnell sich sammelnden Menschengruppen ihre oft erschütternden Erlebnisse. Der hier immer schon starke Autoverkehr ist gerade beängstigend geworden. Dort kommt im Eilschritt ein Trupp französischer Alpenjäger mit aufgepflanztem Bajonett. Hier steht eine Gruppe italienischer Offiziere lebhaft gestikulierend beieinander. Dort bringt eben eine Abteilung der grünen Abstimmungspolizei (Apo) ein paar gefangene Insurgenten. Hier und da tauchen auch Mannschaften des oberschlesischen Selbstschutzes und der verschiedenen Freikorps auf, die schwere Kämpfe hinter sich haben, und die erst vor wenigen Tagen todesmutig den St. Annaberg erstürmt hatten. Sie tragen keine einheitliche Uniform. Die einen stecken in ihrer Wandervogelkluft, die anderen tragen ihre Zivilkleider, andere wieder haben sich als Zivil- und Militärstücken eine seltsam bunte Tracht zusammengestellt. Ebenso bunt ist ihre Bewaffnung. Meist sieht man nur Hirschfänger, Seitengewehre und kurze Dolche. Manche haben auch unter dem Rock einen Revolver umgeschnallt. Man muß unwillkürlich an alte Landsknechtsbilder denken, wenn man diese braungebrannten, kraftvollen Gestalten mit den entschlossenen Gesichtern in ihrer merkwürdigen Gewandung und Bewaffnung durch die Straßen schreiten sieht.

In dieses bunte, kriegerische Bild bringen nun die Engländer noch eine neue Note. Bedächtigen Schritts und mit ernsten Mienen schieben sich die hochgewachsenen, breitschultrigen Khakimänner durch die Menge. Wie weit und wie rasch freilich die englischen Truppen die auf sie gesetzten Erwartungen erfüllen werden, läßt sich bis zu diesem Augenblick noch nicht mit Sicherheit voraussagen. Die Entente betrachtet die oberschlesische Frage vorwiegend unter weltpolitischen Gesichtspunkten. Das Wohl und Wehe des Landes selbst spielt in dem politischen Kalkül nur eine untergeordnete Rolle, wenigstens soweit es sich um Frankreich handelt. Das hat die Haltung Le Ronds während des Maiaufstandes leider nur zu deutlich bewiesen. In den ersten drei Wochen bewahrten die Franzosen den Aufständischen gegenüber eine auffallende Neutralität, falls sie sie nicht gar offen oder heimlich unterstützten. Das ist zwar, seitdem die öffentliche Meinung in England und Italien gegen die polnischen Angreifer Partei ergriffen hat, anders geworden. Man hört jetzt da und dort von Aktionen der Franzosen gegen Insurgenten, und selbst Le Rond hat soeben dem Zwölferausschuß, der politischen Vertretung des von den Polen noch nicht besetzten Oberschlesien, versichern müssen, daß die deutsche Gegenwehr durchaus berechtigt sei. Noch

wenige Tage vorher hatte er die Auflösung des deutschen Selbstschutzes gefordert. Das stärkere Hervortreten kommunistischer Tendenzen in der Aufstandsbewegung und die Furcht vor der Zerstörung der Gruben und Hüttenwerke waren wohl die Hauptursachen für das unerwartete Einlenken Frankreichs.

Ob aber, wie manche hoffen, der Gewaltakt Korfantys eine ernstere Verstimmung zwischen Entente und Polen oder gar zwischen England und Frankreich zur Folge haben würde, das steht sehr dahin. Dafür sind doch die politischen Interessen der beiden Ententestaaten zu eng miteinander verkettet, und Polen ist ihnen beiden wiederum zu wichtig, einmal als Schuldner und dann als östlicher Nachbar des noch immer gefürchteten Deutschlands. Deshalb halte ich alle optimistischen Kombinationen, wie sie auf Grund einzelner englischer und italienischer Berichte in der Presse auftauchen, für nichtig und obendrein für gefährlich. Wie die Dinge in Wirklichkeit stehen, das sollte man sich daran klar machen, daß erstens der englische Vormarsch plötzlich unterbrochen wurde, daß zweitens der italienische Vermittlungsvorschlag fast den gesamten Industriebezirk den Polen zuweist, und endlich, daß der Plan einer Teilung des besetzten Gebietes sich immer hartnäckiger zu behaupten scheint. Für besonders bedenklich halte ich die zuletzt genannte Tatsache, denn sie bedeutet letzten Endes eine Zerreißung Oberschlesiens. Ganz Oberschlesien bildet aber nicht nur einen einheitlichen, auf dem Spiel der verschiedenen ökonomischen Faktoren basierenden Wirtschaftsorganismus, sondern die einzelnen Teile sind auch durch so viele feine und feinste Fäden aller Art so eng miteinander verwoben, daß eine willkürliche Trennung ein namenloses Unglück für uns Oberschlesier bedeuten würde.

9. Juli 1921. Der dritte polnische Aufstand und sein Ausgang hat in Oberschlesien politisch eine ganz veränderte Situation geschaffen. Es ist allerdings bei der immer noch unklaren Haltung Englands und bei der vielfältigen, für die Öffentlichkeit zum großen Teil verborgen liegenden Verkettung der oberschlesischen Frage mit den großen weltpolitischen Problemen außerordentlich schwierig, ein über bloße Kombinationskünste sich erhebendes, zuverlässiges Bild zu zeichnen. Aber soviel kann man wohl mit einiger Sicherheit sagen: Der Aufstand hat, vom Standpunkt der polnischen Politik aus gesehen, die allgemeine Lage nicht verbessert, für die deutsche Politik hat er die Bedingungen und Aussichten nicht verschlechtert. Das ist zwar eine sehr vorsichtige For-

mulierung der politischen Bilanz aus den Vorgängen der letzten vier Wochen, aber es ist besser, die Dinge nüchtern zu sehen und behutsam auszudeuten, als sich mit übereilten Schlüssen in Utopien zu verlieren und, wie so manchmal in den letzten Jahren, eine grausame Enttäuschung zu erleben.

Korfantys nicht unkluger Plan war es augenscheinlich, den Aufstand als eine spontane Volkserhebung und als einen Protest des gesamten oberschlesischen Volkes gegen die Rückkehr unter die „preußische Knechtschaft“ in Szene zu setzen. Es sollte dokumentiert werden, daß das polnische Volk in den Teilen Oberschlesiens, auf die es Polen ankommt, Herr der Lage ist. Dadurch sollten die Entschlüsse des Obersten Rates zu Gunsten der polnischen Wünsche entscheidend beeinflußt werden. Das wäre wahrscheinlich auch gelungen, wenn nicht drei Momente hindernd dazwischen getreten wären: der zu frühe Termin des Aufstandes, seine Entwicklung ins Maßlose und Bolschewistische und endlich die besonnene Haltung des deutschen Volkes und seiner Regierung.

Das Signal zum Losschlagen kam deshalb zu früh, weil die Entente endgültige Entschlüsse über das Schicksal Oberschlesiens noch nicht gefaßt hatte. Es war also ein Schlag ins Wasser. Aber auch so hätte der Aufstand vielleicht noch Erfolg haben können, wenn er eine andere Entwicklung genommen hätte. Hätten sich nämlich nur die oberschlesischen Bauern und Arbeiter erhoben und jede Hilfe aus Kongreßpolen abgelehnt, und hätten sie sich ferner, durch eine strenge Hand gezügelt, von allen gewalttätigen Ausschreitungen gegen das Leben und Eigentum ihrer deutschen Landsleute enthalten, so hätte dieser Aufstand sozusagen als „Verzweiflungstat“ eines ganzen Volkes auf das Ausland, das ja immer gern die Partei der Minderheit ergreift, vielleicht einen gewissen Eindruck gemacht. Vor allem aber wäre es unter diesen Umständen England und Italien sehr schwer gewesen, den französischen Wünschen gegenüber, die von vornherein auf eine Polonisierung des größten Teiles von Oberschlesien ausgingen, sich durchzusetzen und eine gerechte Auswertung des Abstimmungsergebnisses zu erreichen. Die tatsächliche Entwicklung aber, die der Aufstand nahm, mußte ganz entgegengesetzte Wirkungen zeitigen. Die offenbare Teilnahme regulärer Truppen aus Kongreßpolen, die Auflehnung der Insurgenten gegen die Ententeorgane und vor allem die bolschewistischen Vandalentaten der zügellos gewordenen Soldateska riefen nicht nur die Entrüstung der öffentlichen Meinung im neutralen Auslande und in England und Italien hervor, sondern zwangen auch die französischen Machthaber, wenigstens öffentlich von

den Insurgenten abzurücken. Die Stellung Le Ronds gilt trotz aller gegenteiligen Behauptungen für erschüttert, und aus zuverlässigen Berichten wissen wir, daß die bekannte Kammerrede Briands eine wahre Panik in Warschauer Regierungskreisen hervorgerufen hat. So leicht wird also Frankreich die auf den Besitz des ganzen oberschlesischen Industriebezirks hinausgehenden Wünsche seines Schützlings Polen offenbar nicht mehr durchsetzen können.

14. August 1921. Es ist ein Glück für uns Oberschlesier, daß Frankreich mit seinen ungeheuerlichen Plänen zunächst nicht durchgekommen ist. Die Entscheidung des Völkerbundes steht nun bevor. Während diese Zeilen geschrieben werden, entscheidet man in Paris über Oberschlesiens Schicksal, hat man vielleicht schon entschieden. Wie der Spruch des Obersten Rates ausfallen wird, weiß zur Stunde noch niemand. Aber es ist dringend zu warnen, sich optimistischen Erwartungen hinzugeben. Ob sich die deutsche Forderung der Unteilbarkeit Oberschlesiens wird durchsetzen lassen, erscheint mir recht fraglich. Und doch würde eine Zerreißung Oberschlesiens ein unermeßliches Unglück für das Land und dessen Bewohner sein.

Die wirtschaftliche Einheit des Abstimmungsgebietes ist oft genug in der Presse und in wissenschaftlichen Abhandlungen begründet worden. Eben in diesen Tagen hat noch einmal der Geograph der Breslauer Universität, Professor Dr. W. Volz, in einer besonderen Studie über die „Wirtschaftsgeographischen Grundlagen der oberschlesischen Frage" (Verlag Georg Stilke, Berlin) dazu Stellung genommen. Professor Volz stellt fest, daß nicht allein die geographischen, geologischen und allgemein wirtschaftlichen Tatsachen für die Unteilbarkeit des Industriegebietes sprechen, sondern daß auch ethnologische Gründe, die Struktur der Bevölkerung, die Art der Siedlungen, die Anlage der Verkehrsmittel, der Wasserstraßen und der elektrischen Kraftversorgung diese Unteilbarkeit dringend fordern.

Damit spricht der Mann der Wissenschaft nur das aus, was jeder Oberschlesier schon aus der einfachen Erfahrung weiß. Man muß nur einmal am Samstag Abend oder am Montag früh aus den nördlichen und westlichen Agrargebieten der Kreise Kreuzburg, Oppeln, Cosel, Gr.-Strehlitz und Ratibor nach dem eigentlichen Industriegebiet fahren, um zu wissen, wie ungeheuer stark die lebendige Verbindung zwischen dem industriellen und nichtindustriellen Oberschlesien ist. Zehntausende von Arbeitern fahren am Samstag Abend nach beendeter Wochenschicht in

ihre ländliche Heimat, und am Montagmorgen ergießt sich der gleiche gewaltige Strom wieder ins Industriegebiet. Auf diesem organischen Ausgleich von Arbeitskraft, Leistung und Lohn baut sich die oberschlesische Wirtschaft auf; diesem lebendigen Wechsel hat die oberschlesische Bevölkerung ihre ökonomische Existenz und eine relative Wohlhabenheit zu verdanken. Die Folgen wären nicht abzusehen, wenn durch eine willkürlich errichtete Grenzmauer dieser werteschaffende Strom und Gegenstrom jäh unterbrochen würde.

Aber nicht nur diese individuellen Momente sind zu berücksichtigen. Auch wenn man Industrie und Landwirtschaft als besondere Wirtschaftskomplexe betrachtet, wird man zugestehen müssen, daß sie gerade hier in Oberschlesien in einem ausgeprägt funktionellen Verhältnis zueinander sich befinden. Fast der ganze Industriebezirk wird von den umliegenden, rein ländlichen Gebieten ernährt. In riesigen Massen werden täglich die landwirtschaftlichen Produkte per Bahn oder auch durch einzelne Händler in die Industriezentren geschafft. Nur eine hochentwickelte Industrie ist in der Lage, die Kaufkraft der Arbeiter auf einer gewissen Höhe zu halten. Ist der Verbrauch rege, dann wird auch die Landwirtschaft zu größeren Leistungen angespornt, weil ihr ja höhere Preise winken. Wie eng dieses Abhängigkeitsverhältnis ist, das sah man am besten während der Aufstandswochen. Da in dieser Zeit die Bauern ihre Erzeugnisse nicht nach dem Industriegebiet abführen konnten, mußten sie in den Preisen oft bis zu einem Drittel zurückgehen. Überhaupt dürfte die Zeit der Insurgentenherrschaft ein warnendes Menetekel für alle die sein, die in einer Teilung Oberschlesiens die Lösung der oberschlesischen Frage erblicken.

Eine genaue Statistik über die Herabminderung der Leistungsfähigkeit während der nur vorübergehenden Abschnürung der oberschlesischen Industrie hat sich natürlich noch nicht aufstellen lassen. Aber die Differenz zwischen dem normalen und dem durch den Aufstand geschaffenen Zustande ist erschreckend groß. Die tägliche Förderleistung betrug ungefähr 50 Prozent der Leistung vor dem Aufstande. Die Kreditverhältnisse der oberschlesischen Industrie trieben geradezu einer Katastrophe zu. Die Hüttenbetriebe hatten überhaupt keinen Absatz. Besonders nachteilig machte sich der Mangel an geschulten Arbeitern und Betriebsleitern bemerkbar. Unter diesen Verhältnissen mußte selbst ein Warschauer Blatt, die „Rzeczpospolita", bekennen, daß die wirtschaftliche Unmöglichkeit einer Teilung Oberschlesiens einfach Tatsache sei. Vielleicht am treffendsten hat einer der bekanntesten Großindustriellen Oberschlesiens, Geheimrat

Dr. Williger, diese Dinge in einem Bilde ausgedrückt. Er sagte einem Ententevertreter: „Man mag den Trennungsstrich legen, wie man will, von Westen nach Osten, von Süden nach Norden oder vorsichtig im Zickzack durch das ganze Revier, immer wird die Teilung zu einer Blamage führen. Binnen kurzer Zeit wird man sie revidieren und die zersprengten Teile wieder aneinander fügen müssen. Man stelle sich einen Arbeitssaal vor mit Dutzenden von Transmissionen, elektrischen Licht- und Kraftleitungen, mit Gasleitung und Wasserleitungen, einen Saal, in dem ein Arbeiter dem anderen in die Hand arbeitet. Man kann unmöglich dann plötzlich eine Mauer hindurchziehen und sagen, dieser Teil ist mein und jener dein. Ebenso wenig fürchte ich übrigens, daß Oberschlesien, wenn noch Vernunft die Welt regiert, vom Deutschen Reiche getrennt wird. Auch hier wird die Wirklichkeit stärker sein, als der Wille gewisser Mitglieder der Entente. Man kann nicht einen Baum absägen und den Stamm anderswohin verpflanzen. Der Stamm ist untrennbar von der Wurzel. Die Wurzeln der oberschlesischen Industrie können aber nicht verlegt werden; sie liegen fest verwachsen im deutschen Wirtschaftskörper und reichen bis in die äußersten Grenzen des Deutschen Reiches. Man müßte schon das Deutsche Reich mit abtreten. Wollte man Oberschlesien oder Teile davon zu Polen schlagen, so müßte es gerade in der Absicht der Entente liegen, die Industrie, ihre Arbeiterschaft und die mit und von ihr lebenden Existenzen zu vernichten."

Geheimrat Williger hat durchaus recht, nur fürchte ich, daß die Pariser Vertreter weniger nach den Grundsätzen der Billigkeit und Vernunft, als vielmehr nach ihren eigensten politischen Interessen entscheiden werden. Die Nachrichten, die jetzt durchsickern, lassen nicht viel Gutes erhoffen. Sollte man den oberschlesischen Wirtschaftskörper tatsächlich zerreißen, dann wären wir von einer wirklichen Lösung des oberschlesischen Problems weiter entfernt denn je.

20. Oktober 1921. Kein Oberschlesier wird jemals in seinem Leben den Tag vergessen, da die Blätter die erste offizielle Nachricht über den Genfer Beschluß brachten. Mit einem solch niederschmetternden Resultat hatte wohl niemand gerechnet. Vielmehr hatte bis zur letzten Minute in weiten Kreisen ein geradezu unbegreiflicher Optimismus geherrscht. Und so wirkte auch die grausame Enttäuschung, die uns durch die Publikation des Genfer Schiedsspruches bereitet wurde, in ähnlicher Weise katastrophal, wie vor drei Jahren die Nachricht von dem Zusammenbruch unseres Heeres.

Am Sonntag nach dem Bekanntwerden der Genfer Beschlüsse, das hier am Samstag, dem 15. Oktober, erfolgte, war ich in Kattowitz. Ein trostloser Regen rann, und die Straßen waren fast menschenleer. In der Aula des Kattowitzer Gymnasiums, die noch den grünen Festschmuck der 50jährigen Jubelfeier trug, war die Volkshochschulgemeinde versammelt, um das Gedächtnis Dantes zu begehen. Auf den Gesichtern der Menschen aus allen Bevölkerungsklassen lag ein tiefer Ernst, und als die Rednerin das Bild des heimatlosen Dichters zeichnete, da gruben sich auch in manches junge Antlitz bittere Furchen. Vielleicht hat die leidschwere Geschichte des großen Florentiners Menschen unserer Zeit niemals so unmittelbar an die Seele gerührt, wie in dieser Gedächtnisstunde. Die Feier war zu Ende. Schweigend verließen die Leute den Saal. Ich sah ihnen nach, wie sie sich im Dunkel der Herbstnacht verloren. Dann ging ich zum Bahnhof ...

Tragoedia ex est. Die oberschlesische Tragödie ist zu Ende. —

Inhalt